

DIE BIBEL

in heutiger Zeit

– ein christliches Lesebuch



DIE BIBEL in heutiger Zeit – ein christliches Lesebuch

HERAUSGEBER:



Lernen für die Deutsche und Europäische Zukunft e.V.

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.

Verantwortlich für den Inhalt:

Wolfram Ellinghaus

www.schulbuchpreis.de

LDEZ.e.V@web.de

Titelbild:

Albrecht Dürer, Erasmus von Rotterdam (1526)

(Ausschnitt)

Texte aus den Jahren vor 1996 wurden in der
herkömmlichen Rechtschreibung belassen.

INHALT

DIE BIBEL – Kerntexte für heute.....	6
DAS VATERUNSER	8
1.1 Die Autoren der Bibelstellen: Matthäus und Lukas.....	9
1.2 Einführung in die Bibelstellen	9
1.3 Die Bibelstellen: Matthäus 6, 9-13 und Lukas 11, 2-4	10
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Romano Guardini – Biographisches	11
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	11
2.3 Spiegelungstext: „Das Gebet des Herrn“ (Auszüge)	11
3. Anmerkung	23
4. Arbeitsvorschläge	23
5. Quellen.....	24
DIE ZEHN GEBOTE – WAS SAGEN SIE UNS HEUTE?.....	25
1.1 Der Autor der Bibelstellen: Mose	26
1.2 Einführung in die Bibelstellen	26
1.3.1 Die Bibelstellen: Die Zehn Gebote Mose 2 (20,1-17)	27
1.3.2 Die Zehn Gebote Mose 5 (5, 6-21)	28
2.1 Die Autoren des Spiegelungstextes: Evangelische und Katholische Kirche	29
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	29
2.3 Spiegelungstext: „Grundwerte und Gottes Gebot“ (Auszüge)	30
2.4 Erläuterung zu den Zehn Geboten	38
3. Anmerkung	38
4. Arbeitsvorschläge	39
5. Quellen.....	39
6. Anhang.....	40
DER MENSCH ALS GOTTES SCHÖPFUNG.....	42
1.1 Der Autor der Bibelstelle: Mose	43
1.2 Einführung in die Bibelstelle	44
1.3 Die Bibelstelle: 1. Mose 2, 4b-25	44

1.4 Hinweise auf verwandte Bibelstellen.....	45
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Prof. Dr.-Ing. Werner Gitt – Biographisches	46
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	46
2.3 Spiegelungstext: „Ich danke dir, dass ich so wunderbar gemacht bin.“	46
3. Anmerkungen.....	50
4. Arbeitsvorschläge	52
5. Quellen.....	52
 DER SÜNDENFALL DES MENSCHEN	 53
1.1 Der Autor der Bibelstelle: Mose	53
1.2. Einführung in die Bibelstelle	53
1.3 Der Fall des Menschen: Gen 3,1 – 24.....	54
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Gerhard von Rad – Biographisches.....	55
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	55
2.3 Spiegelungstext: „Theologie des Alten Testaments“ (Auszug).....	56
2.3.1.1 Der theologische Gesichtspunkt	56
2.3.1.2 Erläuterung.....	57
2.3.2.1 Der anthropologische Gesichtspunkt	58
2.3.2.2 Erläuterung.....	59
2.3.3 Der kulturgeschichtliche Gesichtspunkt	60
3. Anmerkungen.....	61
4. Arbeitsvorschläge	61
5. Quellen.....	62
 DER WERT DER ARBEIT	 63
1.1-3 Wichtige Bibelstellen mit Einführungen und Hinweisen zu den Autoren	63
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Papst Johannes Paul II. – Biographisches	65
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	66
2.3 Spiegelungstext: Enzyklika „LABOREM EXERCENS“	67
3. Anmerkungen.....	82
4. Arbeitsvorschläge	82
5. Quellen.....	82
 DIE SELIGPREISUNGEN DER BERGPREDIGT	 84
1.1 Autor der Bibelstelle: Matthäus, Apostel von Jesus	85

1.2 Einführung in die Bibelstelle	85
1.3 Die Bibelstelle Matthäus 5,1-5,12 (Seligpreisungen der Bergpredigt).....	87
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Carl-Friedrich von Weizsäcker – Biographisches....	89
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	91
2.3 Spiegelungstext: „Der Garten des Menschlichen“ (Auszüge).....	91
3. Anmerkungen.....	97
4. Arbeitsvorschläge	98
5. Quellen.....	98
 DIE HEIMKEHR DES VERLORENEN SOHNES	 99
1.1 Der Autor der Bibelstelle: Evangelist Lukas	100
1.2 Einführung in die Bibelstelle	101
1.3 Die Bibelstelle: Lukas 15,11-32 – Das Gleichnis vom verlorenen Sohn	104
2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: André Gide – Biographisches	105
2.2 Einführung in den Spiegelungstext.....	105
2.3 Spiegelungstext: „ La retour de l'enfant prodigue“ (Auszug).....	107
3. Anmerkungen.....	112
4. Arbeitsvorschläge	114
5. Quellen.....	114

DIE BIBEL – Kerntexte für heute

In diesem Forum sollen Aussagen aus der neueren Zeit biblischen Texten des Alten und des Neuen Testaments gewissermaßen als Spiegelungstexte gegenübergestellt werden. Es sind Aussagen von angesehenen Bibelkennern, von Wissenschaftlern, Philosophen und Dichtern, die bleibende Probleme aufgreifen. Die Themen sind so gewählt, dass sie die Lebensgestaltung der Menschen betreffen.

In der öffentlichen Diskussion werden gegenwärtig verschiedene gesellschaftliche Fehlentwicklungen besonders bei jüngeren Generationen beklagt, die zum Rückgang der für das Wohl der Gesellschaft wie des Einzelnen unerlässlichen Wertsetzungen geführt haben. Die Medien und weite Teile des gesellschaftlichen Umfeldes bieten Bilder, die bei vielen Menschen unreflektiert eine moralisch permissive und materialistische Lebensauffassung entstehen lassen, in der für Selbstdisziplin, für Nächstenliebe und für Würde kein Platz mehr ist. Es lohnt, dieses geistige Klima kritisch zu hinterfragen.

In verschiedenen wissenschaftlichen Untersuchungen (Schmidtchen, Püttmann sowie Wirtschaftswissenschaftlern von Adam Smith bis Robert J. Barro / Harvard u.a.) ist die positive moralische, soziale und wirtschaftliche Bedeutung der christlichen Glaubensbindung nachgewiesen worden, zum Beispiel eine größere Lebenszuversicht, ein günstigeres Sozialverhalten, auch eine verminderte Gewaltbereitschaft der glaubenden Christen. Es ist deshalb die Aufgabe der Gesellschaft und nicht nur die der christlichen Kirchen, die moralisch motivierende Kraft der christlichen Glaubensbindung für die Lebensgestaltung des Einzelnen ebenso wie für das gedeihliche Zusammenleben in der Gesellschaft zu würdigen – auch mit dem Ziel, die Erziehungsfähigkeit der Familie zu stärken.

Die meist undurchdachte, christlichen Werten ferne Einstellung ist bei jungen Menschen zunächst noch nicht so wie in späteren Lebensjahren durch lange Gewohnheit zu einer Haltung fixiert. In der Regel fehlt auch ein begründetes zusammenhängendes weltanschauliches System. Jedoch die Frage nach Gott, ob er eine Realität ist oder bloß eine Hypothese sei, ist den meisten jungen Menschen nicht gleichgültig, auch wenn sie oft meinen, sie müssten rationale Überlegenheit vorspielen, mit der die scheinbare Irrationalität der Überzeugung von der Existenz Gottes nicht vereinbar sei.

Für die meisten Menschen, auch die nicht christlich orientierten, ist die Bibel mit ihren ethischen Aussagen eine ernst zu nehmende Autorität, weil diese die sittliche Seite des Menschen widerspiegeln, die allerdings vielfach durch niedere Begierden, durch Beeinflussung oder Manipulation verbogen oder verdeckt wird. Der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt hat bei seinen weltweiten Untersuchungen festgestellt, dass in den verschiedenen Kulturkreisen, besonders deutlich auch bei den Naturvölkern, die sittlichen Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens weitgehend mit den christlichen Normen übereinstimmen. Daher ist die biblisch-christliche Moral Grundlage nationaler und

internationaler Menschenrechtskonventionen. Diese biblischen Aussagen sind deswegen in besonderer Weise authentisch.

Um den inneren Nachvollzug der bewußt herausgestellten Aussagen – z.B. der Zehn Gebote oder der Bergpredigt – emotional und rational gegenüber den vielfältigen verderblichen Umwelteinflüssen zu verstärken, sind diesen jeweils illustrierende oder erläuternde Texte aus modernerer Zeit zur Seite gestellt, die trotz hohen sprachlichen Niveaus für jedermann verständlich sein müssten.

Dieses Forum möge Jugendliche und Erwachsene zum Nachdenken über grundlegende Fragen der eigenen Lebensgestaltung und der metaphysischen Orientierung anregen.

Im Herbst 2011
Wolfram Ellinghaus

DAS VATERUNSER



Albrecht Dürer, Studie zu den Händen eines Apostels
- auch „Betende Hände“ genannt

Auch in unserer heutigen, in hohem Maße diesseitig ausgerichteten Zeit beten viele Menschen. Sie rufen Gott an und halten Zwiesprache mit ihm als dem Schöpfer. Sie preisen ihn und danken ihm, tragen ihre Sorgen und Nöte vor und bitten um Beistand und Schutz. Gläubigen spendet das Gebet Kraft und Trost. Sie nehmen beim Gebet oft eine besondere Haltung ein, sie stehen oder knien und falten die Hände. Den gegeneinander gelegten Händen hat der große deutsche Maler Dürer die bekannte und abgebildete Studie gewidmet. Für alle Christen ist das VATERUNSER das bedeutsamste Gebet, das Jesus auf Bitten seiner Jünger der Welt geschenkt hat.

1.1 Die Autoren der Bibelstellen: Matthäus und Lukas

Informationen zu den Autoren der beiden Evangelien im Neuen Testament der Bibel, die das VATERUNSER behandeln, die Evangelisten Matthäus und Lukas, enthalten die folgenden Beiträge zu den Seligpreisungen der Bergpredigt und zum Gleichnis vom verlorenen Sohn.

1.2 Einführung in die Bibelstellen

Vorrangige Quelle für die Überlieferung des VATERUNSER ist das Evangelium des Matthäus.

Wer aufmerksam das Neue Testament durchliest, stellt fest, dass bei Christus, wie auch später bei den Aposteln und in der Urkirche und bis auf den heutigen Tag in der Kirche, das Beten einen hohen Stellenwert hat. Immer wieder berichten uns die Evangelien von Christus, wie er sich in die Stille zum Beten zurückzog: **„Jesus betete einmal an einem Ort, und als er das Gebet beendet hatte, sagte einer der Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie schon Johannes seine Jünger beten gelehrt hat** (Lukas 11,1). Der Hinweis auf Johannes zeigt einen alten Brauch bei den Propheten. Diese haben in ihren Gebeten zusammengefasst, was ihnen Gott für das Volk Israel geoffenbart hat, und dadurch erreichten sie, dass ihre Botschaft bei ihren Jüngern haften und der Nachwelt erhalten blieb. So hat auch Jesus mit dem VATERUNSER zusammengefasst, was er den Menschen als die Frohe Botschaft verkündet hat.

Schon früh haben Theologen versucht, die Bitten des VATERUNSER zu erläutern, wie z.B. Cyprian von Karthago (+ 258). Er schreibt: *„Der (Gott-Christus) das Leben gab, lehrte auch beten: Die Gebote des Evangeliums sind eine Schule Gottes, ein Fundament der Hoffnung, feste Mauern zur Stärkung des Glaubens, Nahrung für das Herz, Wegweiser, Schutz und Hilfe, damit wir das Heil erlangen. Sie geleiten uns zum Himmel, indem sie auf der Erde die aufnahmebereiten Herzen der Glaubenden unterweisen. ...*

Unter anderen heilbringenden Mahnungen und göttlichen Geboten, mit denen er auf dem Weg zum Heil für sein Volk sorgt, gab Christus selbst auch das Gebet, in welchem er uns mahnte und lehrte, worum wir bitten sollen. Er, der das Leben gab, lehrte uns auch beten, damit wir beim Vater leichter Gehör fänden, wenn wir mit einem Gebet sprechen, das uns der Sohn gelehrt hat. Er hatte vorausgesagt, die Stunde werde kommen, in der die wahren Beter zum Vater in Geist und Wahrheit beten würden. Nun erfüllt er, was er vorher versprochen hat. Nachdem wir, durch ihn geheiligt, Geist und Wahrheit empfangen haben, rufen wir mit dem uns anvertrauten Gebet wirklich im Geist und in der Wahrheit. Denn welches Gebet könnte mehr vom Geiste erfüllt sein als das, welches Christus gegeben hat, der uns den Hl. Geist gesandt hat? Welches Gebet könnte beim Vater mehr in der Wahrheit sein als jenes, das aus dem Munde des Sohnes kam, der die Wahrheit selber ist? Liebe Brüder, laßt uns also beten wie Gott uns zu beten gelehrt hat. Lieb und vertraut ist Gott das Gebet, wenn wir ihn

mit den Worten bitten, die von ihm kommen, dann nämlich, wenn das Gebet Christi zu ihm empor steigt.

Möge der Vater aus unserem Gebet die Worte seines Sohnes erkennen. Der in unseren Herzen wohnt, der ist auch in unserer Stimme, und weil wir ihn als Fürsprecher für unsere Sünden beim Vater haben, wollen wir, wenn wir als Sünder wegen unserer Vergehen beten, die Worte des Fürsprechers gebrauchen. Denn er sagt: ‚Was ihr vom Vater erbitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben.‘ Um wieviel sicherer werden wir erlangen, was wir in seinem Namen erbitten, wenn wir es mit dem Gebet tun, das er uns gelehrt hat“ (aus dem Lektionar zum Stundengebet, Einleitung, II,2 /S. 36-ff).

1.3 Die Bibelstellen: Matthäus 6, 9-13 und Lukas 11, 2-4

So sollt ihr beten: Unser Vater im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf der Erde. Gib uns heute das Brot, das wir brauchen. Und erlaß uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben. Und führe uns nicht in Versuchung, sondern rette uns vor dem Bösen (Matthäus 6, 9-13).

Auch Lukas bringt das Gebet des Herrn: „**Da sagte er zu ihnen (den Jüngern): Wenn ihr betet, so sprecht: Vater, dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Gib uns täglich das Brot, das wir brauchen. Und erlaß uns unsere Sünden; denn auch wir erlassen jedem, was er uns schuldig ist. Und führe uns nicht in Versuchung“ (Lk. 11,2-4).**

Aus den beiden Schriftstellen wurde schon früh für das offizielle Gebet ein einheitliches Gebet geschaffen, das auch dem Cyprian von Karthago vorlag. Nach der Reformation gab es unterschiedliche Versionen. Nach Absprache zwischen der Evangelischen Kirche Deutschlands und der Deutschen Bischofskonferenz wurde ein einheitlicher Text für die Liturgie in Kraft gesetzt. Diese einheitliche Version lautet:

Vater unser im Himmel.

Geheiligt werde dein Name.

Dein Reich komme.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.

Unser tägliches Brot gib uns heute.

Und vergib uns unsere Schuld,

wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.

Und führe uns nicht in Versuchung,

sondern erlöse uns von dem Bösen.

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Romano Guardini – Biographisches



Romano Guardini um 1920

In neuerer Zeit hat der Religionsphilosoph und Priester Romano Guardini die einzelnen Bitten des VATERUNSER interpretiert. Geboren am 17. Feb. 1885 als Sohn eines Kaufmannes in Verona wuchs er in Deutschland auf. Er besuchte ein Gymnasium in Mainz und studierte an den Universitäten Tübingen, München und Berlin Natur- und Staatswissenschaften und in Freiburg und Tübingen katholische Theologie. Nach der Priesterweihe und zweijähriger Tätigkeit als Priester widmete er sich erneuten Studien und promovierte 1910 in Freiburg über die Erlösungslehre des heiligen Bonaventura zum Dr.theol. Einige Jahre priesterlicher Seelsorgetätigkeit wurden wiederum von Studien abgelöst. 1922 habilitierte sich Guardini ebenfalls mit einem Thema über Bonaventura, erhielt sodann eine Dozentur in Bonn und 1923 einen Lehrstuhl in Breslau, lehrte aber vor allem in Berlin, wo er über Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung las. 1939 wurde sein Lehrstuhl aus politischen Gründen aufgehoben. Er blieb ungeschoren und arbeitete weiter als Privatgelehrter. Im Oktober 1945 wurde er nach Tübingen auf einen Lehrstuhl für Religionsphilosophie und christliche Weltanschauung berufen. Drei Jahre später wechselte er nach München, wo er bis zu seiner Emeritierung lehrte. Guardini wurde bekannt als einer der Führer der katholischen Jugendbewegung Quickborn und der liturgischen Bewegung. Anlässlich seines 80. Geburtstags erschien eine Festschrift: „Interpretation der Welt“ (Munzinger-Archiv GmbH 1965). Guardini starb am 1. Oktober 1968 in München.

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Romano Guardini war sich bewusst, dass viele große christliche Denker und Beter vor ihm das VATERUNSER auslegten. Er fühlte sich deshalb zur Bescheidenheit verpflichtet, gleichwohl aber für seine Zeit in den Dienst gerufen, diese heiligen Sätze aufzuschließen. Denn sie haben zu jeder Zeit Gültigkeit. Er verfasste zu diesem Ziel das Buch „Das Gebet des Herrn“, das 1959 erschienen ist. Im Vorwort zu diesem Buch äußert sich Guardini zu seinem Motiv: „Und in einem Augenblick, da wir so Vieles wanken fühlen bis in den Grund, haben wir alle Ursache, zum Herzraum der christlichen Wirklichkeit hinzutasten, wo die stille Allmacht der Erlösung waltet“ (S.9).

2.3 Spiegelungstext: „Das Gebet des Herrn“ (Auszüge)

Vorbemerkung: Romano Guardini hat seine Schrift über das VATERUNSER vor der Absprache zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und der EKD geschrieben. Daher werden die

Überschriften vor den einzelnen Betrachtungen in der alten katholischen Version wiedergegeben. Diese enthalten keine wesentlichen Unterschiede, sind aber für das Verständnis der Betrachtungen eine Erleichterung.

Vater unser, der Du bist in dem Himmel.

...Du hast es nicht nur mit einem „Göttlichen“ zu tun, nicht nur mit einem Geheimnisvoll-Webenden, sondern mit einem Wesen. Nicht nur ein Etwas ist da, das du fühlen, sondern ein Jemand, den du anreden kannst. Nicht nur ein Walten, das dich anrührt, sondern ein Angesicht, in das du schauen du gerufen bist. Nicht nur ein Sinn, den du fühlst, sondern ein Herz, an das du dich wenden magst ... Dieses „Göttliche“ ist Gott der Herr; und er ist so, daß du zu ihm sagen kannst: „Du“ ...

Aber ganz abgesehen von dieser Erfahrung: Daß überhaupt Gott für uns so ist, daß wir „Du“ zu ihm sagen können, ist durchaus nicht selbstverständlich, sondern sein Geschenk ...

... das Vaterunser sagt: „Sprich einfachhin Du“, und es langt bei Ihm an. Von allen Orten aus erreicht Ihn dein Wort. Aus allen Stunden heraus kommt die Bewegung deines Anrufens zu ihm. Aus allem Erfahren, und aus allem Geschehen, und von allen Dingen her, die dich in Anspruch nehmen mögen, kann dein Ruf ausgehen und trifft auf Gott. Auch das ist nicht selbstverständlich, wahrlich nicht! Selbstverständlich scheint es uns nur, solange wir so auf der Straße hindenken ... (S. 21- 23)

Gott ist Jener, der allein Er selbst ist. „Himmel“ bedeutet die Weise, wie der heilige Gott mit sich selbst ist. Himmel ist Gottes Unzugänglichkeit; ist die selige, unantastbare Freiheit, in welcher er sich selbst gehört, als Der, der er ist. ...

Der Himmel ist das Anderssein Gottes; aber in eben diesem Anderssein liegt unsere Heimat mit den „ewigen Wohnungen“. So bedeutet der Anruf „der Du bist im Himmel“, daß wir wohl ausgehen sollen von dem Ort, wo wir sind; aus der Stunde, die wir leben; aus den Dingen, mit denen wir es zu tun haben – daß aber der Gott, den wir suchen, im Himmel ist; anders, als alles das. Wir müssen uns wegheben von der „Erde“, wenn wir das Du in den Himmel richten. Und wir müssen Gott in sein Anderssein freigeben. Wir müssen zugestehen, daß er nicht ist wie die Dinge, wie die Zeit, wie wir selbst. Wir schreiben ihm nicht vor, wie er zu sein habe, sondern sind einverstanden, daß er sei, der er aus sich selber ist. So wollen wir ihn. So suchen wir ihn. ... (S. 24)

Wir wollen keinen Gott, wie wir ihn uns von der Erde her vorstellen können. Wir wollen keinen Menschen-Gott, keinen Ding-Gott, keinen Welt-Gott. Wir wollen Ihn, den Lebendigen, der gesagt hat: „Ich bin der Ich-bin“. Unser ganzer christlicher Ernst geht darauf, daß wir es mit dem wirklichen Gott zu tun bekommen, nur mit ihm. ... (S. 25)

... Das Vaterunser weist den Weg zum „rechten Gott“. Es sagt: Willst du zu ihm gelangen, so mußt du dort suchen, wo der steht, der dich in diesen Worten beten lehrt. Zu ihm mußt du treten, und mit ihm zusammen zu Gott gehen. Paulus spricht von „Gott, welcher ist der Vater

unseres Herrn Jesu Christi“: Wenn wir Gott finden wollen, so muß die Bewegung des Herzens und des Geistes Gott so meinen, wie Jesus ihn meint, wenn er von Gott redet. Sie muß sich auf Jenen richten, auf den Jesus sich richtet, wenn er zu seinem Vater spricht. Sie muß ihr Ziel suchen mit Jesus zusammen, durch Jesus hindurch, so wie dieser gesagt hat: „Niemand kommt zum Vater, es sei denn durch mich“. ... (S. 29)

Und ich tue gut, darüber zu staunen: zu fragen, wie das sein könne, daß mein Schöpfer und mein Herr mich anredet und „du, mein Sohn“ zu mir spricht ... Ich werde ihn bitten: Lehre mich, inne zu werden, daß ich Dein Sohn, Deine Tochter bin. Lehre mich dessen inne zu werden von Dir her. Aus dem heraus, was Du in mir gewirkt hast. Aus der Kindschaft, die Du mir in der Taufe geschenkt hast. Nicht von Natur und Wesen können wir zu Gott „Vater“ sagen, sondern aus Gnade wird es uns von ihm geschenkt. Wohl dem, der es lebendig im Herzen trägt; er soll es dankbar hüten. ... (S. 31, 32)

In der Anrede steht aber noch ein anderes Wort. Es heißt ‚Vater unser‘. Wir sind also angewiesen, wenn wir im Gebet des Herrn zum Vater kommen, die Anderen mitzunehmen. Wieder wehrt sich etwas. Muß man denn immer mit Vielen zusammen sein? Muß ich immer in der Menge sein? Ich bin doch ich! Bin doch nur einmal da! Was ist die Welt, wenn ich nicht bin? Es gehört doch zum Wesen der Person, einzig zu sein! Was gehen mich die Anderen an, wenn ich zu Gott komme – was doch zugleich bedeuten muß, daß ich darin wahrhaft zu mir selbst komme? Gilt dafür nicht ein für allemal das Wort: „Gott und meine Seele, sonst nichts auf der Welt?“... (S. 34)

Von alledem sollen wir uns lossagen, indem wir nicht sprechen „mein Vater“, sondern „unser Vater“, und uns so in die niemals abzutuende Gemeinsamkeit der geschaffenen Personen untereinander hineingeben. Unaufhebbar und von Natur bin ich ein Mensch unter vielen Mitmenschen. Aus der Gnade aber bin ich Christ „unter vielen Brüdern“, mit den Anderen allen verbunden in der Gemeinsamkeit der Schuld und der Erlösung; in der Einheit des mystischen Leibes Christi; in der Hoffnung auf das ewige Leben, das gelebt werden wird, „von der großen Schar, die keiner zählen kann“.

Wenn ich also bete, muß es so geschehen, daß ich, ausdrücklich oder in der Art meiner Haltung, die Anderen mitnehme. ... (S. 35)

... das christliche „Wir alle“ – aber Jeder von ihnen steht im Geheimnis der Einzigkeit zum Vater. Jeden von ihnen gibt es nur einmal. So ist das christliche „Wir“ ein anderes als das der bloßen Vielheit – wie es auch ein anderes ist als das der bloßen Gattung, des bloßen Naturzusammenhanges. Es ist jenes Wir, in welchem Einheit und Unterscheidung zugleich liegt, Gemeinsamkeit und Würde, Verbundensein und Vorbehaltenheit (S. 36, 37).

Geheiligt werde Dein Name

... „Name“ im ersten Sinn meint mehr als eine bloße Bezeichnung: Er enthält das Wesen des Genannten. Der Name ist etwas Geheimnisvolles; er steht für den Träger selbst ... Dieses Geheimnis nun, bei Menschen und Dingen im Unbestimmten schwebend, hat Gott für sich bestimmt und besiegelt. In seinen Namen ist er gleichsam selbst eingezogen. Von nun an

wohnte er selbst in seinem Namen. Wenn er vom Tempel sprach: „Mein Name wird dort sein“, so bedeutete das: Ich selbst werde dort sein. Und wenn es hieß „Dein heiliger Name ist über uns angerufen“, so besagte das soviel wie: Du bist angerufen, Du bist hergewendet, Du bist unterwegs zu uns. Gottes Name ist da unter die anderen Worte getreten und zu einem Teil der Sprache geworden – und nun stand der Gottesname und mit ihm Gott selbst in der Menschengeschichte. Er war ein Teil jener Gestaltenwelt, die den Menschen aufnimmt und prägt, der Sprache; er ging in den Menschen ein und wirkte in ihm, bis in die Wurzeln seines Daseins hinab. ... (S. 41, 42)

Und nun werden wir im Vaterunser ermahnt: Du sollst Dich verpflichtet wissen für den Namen Gottes. Er sagt nicht nur: Du sollst ihn in Ehren halten – sondern: Du sollst Sorge haben für ihn. Du sollst wissen um seine Heiligkeit, um seine Kraft, um seine Heimatlosigkeit, um sein Preisgegebensein. Du sollst dich um ihn sorgen. Und zwar so sorgen, wie es allein im Glauben möglich ist: Im Einvernehmen mit Gott selbst: Ihn bittend, er möge geben, daß die Heiligkeit Seines Namens empfunden werde; daß er eine Stätte finde in den Herzen; daß er unter den Menschen heilig gehalten werde. ... (S. 43)

In uns soll eine Gesinnung und Haltung erwachen, die dem Heiligen zugeordnet ist, die auf das Heilige antwortet, weil sie selbst daraus kommt. Mit diesem Tiefen, Zarten, Innigen, Starken sollen wir innerlich Gottes Namen umgeben. Kniend sollen wir sein in unserem Herzen vor diesem Namen, und die Hände um ihn halten, und wachsam sein für ihn, und so das unsere tun, damit er nicht preisgegeben sei. ...

So bitten wir denn im Vaterunser: Laß mir dieses Geheimnis aufgehen. Laß in mir wach sein die Sorge um das Brot, um die Meinen, um mein Werk, um alles, was würdig und wichtig ist. Aber vor allem laß in mir erwachen die Sorge um Dich und das Deine; um Deinem Namen und seine Herrlichkeit ... und nimm mich auf in das Einvernehmen mit Dir in dieser Sorge. ... (S. 44)

Zu uns komme Dein Reich

... Das erste Wort, das von Jesus berichtet wird, sobald er mit seiner Wirksamkeit beginnt, lautet: „Das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen! Tuet Buße und glaubet der frohen Botschaft.“ Welcher Botschaft? Eben dieser, die von der Nähe des Reiches Gottes kündigt. Das ist die frohe Botschaft: Daß Gottes Reich, das ferne war, nun nahe herbeigekommen ist. Die Menschen aber werden mit freudigem Drängen gemahnt: Versteht die Stunde! Wendet Euch zu dem, was da herankommt. Öffnet Euch! Und eine Sorge bangt, die Stunde könnte versäumt werden.

Immer wieder spricht Jesus in seinen Gleichnissen vom Reiche Gottes. Nimmt man sie so, wie sie da erzählt werden, in ihrer ganzen ersten Ursprünglichkeit; versucht man zu erfassen, was sie meinen, dann merkt man bald, daß man „Reich Gottes“ nicht auf einen Begriff bringen kann. ... (S. 46, 47)

Mit wenigen Worten nun auszusprechen, was Reich Gottes eigentlich sei, ist nicht möglich. Vielleicht umschreiben wir es so: Reich Gottes bedeutet, daß Gott regiere, unmittelbar und

mächtig ... Daß Gott aus der Freiheit seiner Liebe heraus die Sünden vergeben habe, und der Mensch, geheiligt durch die Heiligkeit Christi, ganz Gottes Eigen sei ... Reich Gottes bedeutet, daß Seine Wahrheit im Geiste aufstrahle, und nun kein mühsames Suchen, kein kümmerliches Stückwerk mehr sei, sondern offen leuchtende heilige Fülle. ... (S.49)

Reich Gottes bedeutet, daß Gott in seiner Wirklichkeit und Fülle deutlich werde und alles durchherrsche, und das Geschöpf in Ihm sei, eins mit Ihm, und ebendarein frei zu seinem Eigensten. ... (S.50)

Damit mag es nun sein wie immer. Jedenfalls sagt uns der Herr durch die Bitte des Vaterunsers: Das Reich Gottes ist nicht „da“, fest und fertig. Es steht im Kommen. Immerfort steht es im Kommen, und wir sollen bitten, daß es anlange. Das Reich Gottes ist wie Etwas, das sich auf uns richtet. Das zu uns hindrängt, zu jedem Einzelnen von uns; zu Jedem, in seiner Verbundenheit mit Allen.

Es drängt her, aber nichts zwingt, daß es auch anlange. Es kann auch nicht anlangen. Denn anlangen kann es nur in die Freiheit. Der Mensch muß sich öffnen. Er muß glauben. Er muß sich bereit machen. Er muß sich in Sehnsucht ausstrecken. Er muß es wagen mit dem Reich Gottes, es einlassen, sich hineingeben. Wenn er sich aber verschließt; wenn er gleichgültig bleibt, oder widerstrebt, oder sich auflehnt und den Gehorsam verweigert – dann gleitet das Reich von ihm ab. Die Kraft des allmächtigen Gottes wirkt da, aber sie wirkt nur in Freiheit hinein, und wenn die Freiheit sich auftut. Geschieht das nicht, dann ist die Gotteskraft gleichsam ohnmächtig. ... Er kommt mit der Entschiedenheit seiner Liebe und will sein Reich verwirklichen; er verlangt nach dem Menschen, und „es ist seine Freude, bei den Menschenkindern zu sein“; er will das Liebesgeheimnis der Einheit unter ihnen vollbringen, will es mit göttlichem Ernst – aber vor ihrer Freiheit scheint er geheimnisvoll schwach. ... (S. 51, 52)

Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden

... Wenn wir einen Gebildeten unserer Zeit fragen, was der Himmel sei, so wird er antworten: Der Raum, in dem sich die Weltkörper bewegen. Die Antwort ist richtig; es ist die der Naturwissenschaft. Aber hier können wir nichts damit anfangen. Diesen Himmel können wir nicht in die Bitte des Vaterunsers einsetzen, denn draußen, im Weltraum, durch die Gestirne, wird der Wille Gottes nicht besser erfüllt als auf der Erde durch ihre Stoffe und Kräfte. Wenn wir ein Kind fragen: Der Himmel – was ist das? Dann wird es vielleicht hinaufdeuten: Das da droben! Wieder eine richtige Antwort, die des Augenscheines. Aber sie kann uns im Vaterunser nicht helfen, denn in Wahrheit gibt es ja doch kein „Oben“ und kein „Unten“, auf das man so mit dem Finger deuten könnte.

Es kann aber auch sein, daß die Antwort, ob sie nun ein Kind oder ein gläubiger Mensch sonst gibt, anders ausfällt und etwa so lautet: Der Himmel ist das, wo Gott wohnt ... Oder: Der Himmel ist das, woher der Erlöser kommt. Oder: Der Himmel ist die ewige Wohnung, die er uns bereitet hat ... Diese Antworten kämen anderswoher als die vorhergehenden, nicht aus der Naturwissenschaft, nicht aus Märchen und Augenschein, sondern aus dem Glauben. Sie würden auf den richtigen Weg weisen. Wenn wir wissen wollen, was der Himmel ist, müssen

wir die Offenbarung fragen. Wir müssen den fragen, der aus dem Himmel zu uns gekommen ist, herabgestiegen auf die Erde und wieder dorthin zurückgekehrt: Jesus Christus. ... (S.55)

Wenn Jesus den Vater nennt, dann setzt er zu den Worten „Euer Vater“ fast immer hinzu „im Himmel“... Und wieder bindet Christus den Himmel an den Menschen, als dessen seliges Ziel und Endzustand. So werden wir aufgefordert, „unsere Schätze in den Himmel zu sammeln“; das heißt, Ziel und Maßstab unseres Denkens und Tuns, den Ertrag und die Vollendungsgestalt unseres Daseins dorthin zu verlegen. Paulus aber folgt ihm nach, wenn er mahnt, „unser Wandel“ solle „im Himmel“ sein, dort, wo der heimgegangene „Christus sitzt zur Rechten des Vaters“.

Wir werden also richtig sagen: Der Himmel ist die Wohnung Gottes. Er ist das, wo Gott bei sich selber ist. Kein für sich bestehender Ort, „in“ welchem Gott wäre, sondern das „unzugängliche Licht, worin Gott wohnt“; die klare, aber in ihrer heiligen Überklarheit dem Menschen verschlossene Unzugänglichkeit, worin Gott bei sich selbst ist. Der Himmel ist Gott, ... (S. 56)

Hier werden wir aufgefordert, zu bitten, daß Gottes Wille geschehe. Dieser Wille ist also etwas, um das sich zu bitten lohnt. Kostbares, nach dem mit dem Ernst und der Inbrunst des Gebetes verlangt werden soll; etwas Heiliges und Heilbringendes.

Wille Gottes ist das, was Er von uns fordert, und was uns im Gewissen bindet. So könnten wir versucht sein, zu denken, er sei das „Sittengesetz“ oder „die Pflicht“. Wir brauchen aber diese Worte nur in ein Gebet einzusetzen, um zu sehen, daß es so nicht geht. Sittengesetz und Pflicht sind höchste Dinge. Wir wollen uns mühen, sie selbst zu erfüllen und besorgt sein, daß es auch durch andere geschehe. Aber wer wird beten: „Das Sittengesetz werde erfüllt“? „Die Pflicht werde getan“? „Wille Gottes“ enthält auch das Sittengesetz, denn er bindet die Menschenfreiheit in die höchste, jedes Gewissen verpflichtende Ordnung. Allein ist er mehr als das – zumal wenn wir das Wort in dem besonderen abstrakten Sinne nehmen, den es in der Neuzeit erhalten hat. Wille Gottes ist eine unendliche Fülle und ein Inbegriff. Er ist etwas Tiefes, Nahes, Lebendiges, das an unser Herz, an das Innerste unseres Daseins rührt. ...

Nun aber: Wenn der Christ bitten soll, Gottes Wille möge geschehen – dann muß es möglich sein, daß er auch nicht geschehe! Wir werden doch nicht aufgefordert, Gott anzurufen, die Sonne möge aufgehen! Die Bitte setzt also voraus, daß die Erfüllung des Willens Gottes sich nicht von selbst verstehe, sondern fraglich, vielleicht gar gefährdet sei. ... (S. 12, 13)

Je edler das von Gottes Willen Gewollte, desto weniger ist gesichert, daß es geschehe; desto schwächer gleichsam scheint dieses göttliche Wollen auf Erden. Das Heiligste aber in Seinem Willen, das, was aus Gottes tiefstem Herzen kommt, das Wollen seiner erlösenden und sich schenkenden Liebe, scheint geradezu ohnmächtig in dieser Welt, allen Zufällen preisgegeben, und die Wahrscheinlichkeit, daß es erfüllt werde, sehr gering. Oder nicht? Als Christus den heiligen Willen des Vaters in die Welt trug, mit aller Inbrunst seines allerreinsten Wesens – was geschah denn da? Doch das Unausdenkliche, daß sie ihn für einen Verführer und Verbrecher erklärten und hinrichteten! Da wurde deutlich, was für ein Schicksal dem Willen

Gottes in der Welt beschieden sein kann – wenn auch freilich jeder Widerstand im Letzten doch wieder Gott dienen muß, wie gerade durch den furchtbaren Ungehorsam der Menschen der Herr seinen erlösenden Tod starb. ... (S. 15)

Und nun spricht die Bitte von der Erde. Aber wiederum: Was ist die Erde? Dieser Himmelskörper, auf dem wir leben, und die Dinge, die auf ihm sind – aber auf den Menschen hin, und von seinem Dasein aus gesehen. Und zwar den Menschen, wie er jetzt ist, in der Zeit seiner Schuld und Pilgerschaft. Dieser Mensch weiß nur wenig von Gott. Sein Herz ist nicht durchströmt von der Gewalt der göttlichen Liebe. So kann er Gott vergessen, ihn übersehen, ihn aus Geist und Sinn verlieren. ...

Nun fühlen wir neu die Sorge des Christen, sein Bangen um das eigene und der Schöpfung Heil: Der Mensch möchte ihre Meisterlichkeit mißverstehen und sie in die Sünde hinein mißbrauchen. Dann würde sie zerstört werden. Denn jene freigegebene Wirklichkeit und Eigenständigkeit – und nun kommt jenes „Weitere“, das zum soeben Gesagten hinzugesagt werden muß: Jenes Wesen und Dasein besteht ja doch nur innerhalb Gottes. Nicht neben ihm; nicht ohne ihn, sondern „in Gott leben wir, und bewegen wir uns, und sind“. Wie das zugeht, kann niemand begreifen; aber das Sein des Menschen in der Welt, echt und wirklich, ist doch nur aus Gott und nur in Gott. Mehr: es besteht in der Bewegung auf Ihn zu. ... Er wird immer wirklicher, je näher er Gott kommt. Das ist die Bewegung, durch welche das Geschöpf sich selbst zurückschenkt an Ihn, der schaffend sich in es hineingeschenkt hatte. Eben diese Bewegung aber ist nichts anderes als die Erfüllung des Willens Gottes. Gottes Willen tun, heißt Ihm näher kommen. Darin erst wird das Geschöpf im letzten Sinne wirklich. ...

Also sehnt Gott sich danach, daß die Schöpfung im Menschen zu ihm heimkehre, im Blick, im Wort, in der Bewegung der Liebe, zur Einheit des Himmels – dadurch, daß sein Wille getan wird. Und der Christ sorgt sich darum, daß dieser Wille auch wirklich getan werde. ... Aber über allen Vergleich furchtbarer ist es, wenn in der Sünde die Schöpfung von Gott fortgeht. Dann – wir sprechen, wie die Genesis spricht, dort, wo sie sagt, daß „Gott von Schmerz berührt wurde in seinem Innersten“, als die Menschen ihre bösen Wege gingen, und er die Sündflut sendete – das ist dann ein göttlicher Schmerz: Der Schmerz der nicht erfüllten Liebe Gottes. Der Schmerz um das Schicksal seiner Schöpfung, die er liebt, und die in die Finsternis, in den Tod, in das Nichts geht. ... (S. 58-62)

Unser tägliches Brot gib uns heute

Wir wenden uns nun dem zweiten Teil des Vaterunsers zu; jenen schlichten Bitten, in welchen sich die Wirklichkeit und Not unsres täglichen Daseins ausdrückt.

Aber nehmen wir diese Schlichtheit nicht zu einfach. Was sich in ihr ausdrückt, ist tägliches Dasein, aber das des Christen! Des Menschen also, der aus Jenem lebt, was durch Christus in die Welt gekommen ist. So erhalten die Bitten des zweiten Teiles ihren Sinn aus denen des ersten. Nimmt man sie für sich allein, dann gleiten sie ins Belanglose; versteht man sie aber aus den ersten Sätzen des Gebetes, dann öffnet sich gerade in ihrer Schlichtheit eine abgründige Tiefe. ... (S. 63)

In der Bitte steht ein Wort, das uns schon allein stutzig machen kann. ... Legen wir den Text des heiligen Matthäus zu Grunde, so lautet die Bitte: „Unser Brot, das für den kommenden Tag, gib uns heute“.

Danach wird also gar nicht um das „tägliche“ Brot im üblichen Sinne gebetet! Es steht gar nicht so, daß jedem Tag „sein Brot“ zugesichert werde, und nun käme heute die Bitte und bäte um das, was diesem Tage gehört. Sondern hier bittet Einer um das Brot für morgen. Er lebt heute, tut den Schritt des gegenwärtigen Tages, und bittet um Zehrung für den nächsten. Nicht für alle kommenden; nur für den nächsten. Der übernächste drängt heute noch nicht. Morgen wird er drängen, wenn der dazwischenliegende Schritt getan ist. Dann, wenn die neue Stunde schlägt, wird auch die neue Bitte auf die Lippen treten. So fühlen wir darin ein Nicht-Gesichert-Sein; ein Leben aus der Stunde und aus dem Vertrauen.

Jedenfalls – es mag mit der Form der Bitte stehen, wie es will – werden wir auf das hingewiesen, was den christlichen Tag und das christliche Vertrauen trägt: Auf das Geheimnis der Vorsehung. ... (S. 64, 65)

An sich meint es das Herzensgeheimnis Christi. Daraus ist aber etwas sehr Welthaftes geworden. Wenn wir einmal genau hinhören, was denn aus dem Wort „Vorsehung“, wie es gebraucht wird, wirklich spricht, dann scheint es meist etwas wie „Weltordnung“ zu meinen: Also etwa, daß alles gut und vernünftig geordnet sei; daß alle Dinge miteinander, und infolgedessen auch der Mensch mit ihnen und mit seinesgleichen in einem vernünftigen, das heißt naturbestimmten Zusammenhang stehen. ...

Aber ganz abgesehen davon, daß es mit dieser „Ordnung“ gar nicht stimmt – was Jesus mit „Vorsehung“ meint, ist etwas ganz Anderes! Etwas Kühnes, Unerhörtes. Etwas, das gerade nicht der Welt und ihrer Vernunft zugehört, sondern aus dem Himmel kommt. ...

In der Bergpredigt, Matt 6,24-34, heißt es: „...Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und was ihr trinken sollt; auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen sollt. Ist nicht das Leben mehr als die Nahrung, und der Leib mehr als die Kleidung? Schaut hin auf die Vögel des Himmels, sie säen nicht, und ernten nicht, und tragen nicht in die Scheunen, aber euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht viel mehr als sie? Wer von Euch kann mit seiner Sorge auch nur seiner Leibeslänge eine Elle zusetzen? Was sorgt ihr euch um die Kleidung? Seht die Anemonen des Feldes, wie sie wachsen, und arbeiten nicht und spinnen nicht. Ich sage euch, nicht einmal Salomon in all seiner Pracht war gekleidet wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Kraut auf dem Felde, das heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet – wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen! Also sorget euch nicht und saget nicht: Was sollen wir essen? Oder was sollen wir trinken? Oder womit sollen wir uns kleiden? Denn nach alledem trachten die Heiden. Euer himmlischer Vater weiß doch, daß ihr all dessen bedürft. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles das wird euch zugegeben werden. Sorget also nicht auf morgen; das Morgen wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat genug an seiner Plage.“ ... (S. 65-67)

Wahrhaftig nicht; sondern alles, was da über Vorsehung gesagt ist, muß aus dem Satz am Ende verstanden werden: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles das wird euch zugegeben werden,“ – „zugeworfen werden“, heißt es sogar!

Er (der Mensch) bekommt, was er vor Gott braucht, und gehe er selbst durch Dunkelheit und Not! In dem Maß, als in einem Menschen die Sorge um das Reich Gottes zum Ersten wird, „nicht mit der Zunge, sondern in Tat und Wahrheit“ – im selben Maße wird er mit Gott in der Liebe eins. Dann aber ersteht durch Gottes Willen eine neue, allesdurchwirkende Einheit. Das Geschehen ordnet sich um diesen Menschen, und alles, was geschieht, geschieht aus der Liebe.

Etwas Groß-Geheimnisvolles ist die Vorsehung. Sie meint jenes Daseinsgefüge, das um den Menschen her wird, der Gottes Sorge zur eigenen macht. Um einen solchen wird die Welt anders. Es beginnt der „neue Himmel und die neue Erde“. ... (S. 68-70)

Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern

... „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Wir bitten da, Gott möge uns unsere Schuld vergeben – ob uns aber schon richtig aufgegangen ist, was das heißt, um Vergebung der Schuld zu bitten? Und was vorausgesetzt wird, damit man sinnvoll so bitten könne? ...

Es gibt noch andere und reinere Hilfsvorstellungen; aber schon aus den genannten wird deutlich, daß einem „Sittengesetz“ gegenüber die Bitte um Vergebung keinen Sinn hat. Das Gesetz des Staates kann man nicht um Vergebung bitten. Es gilt; wer es übertreten hat, ist schuldig und muß dafür einstehen. Das Gesetz des Denkens kann man nicht um Verzeihung bitten. Es gilt; wer falsch gedacht hat, muß sehen, wie er aus dem Irrtum herauskommt, und was er irrend angerichtet hat, muß er auf sich nehmen. Solange man das Verpflichtende nur als abstraktes Gesetz faßt, und Gott nur als dessen Begründer, hat eine Bitte um Vergebung keinen rechten Sinn. Ja, wir empfinden sie sogar leicht als fragwürdig; als etwas Feiges und Unsauberes. Vor dem bloßen „Sittengesetz“ steht das Gewissen mit seiner Verantwortung irgendwie allein und muß für sich einstehen. Da von Vergebung zu reden, klingt ähnlich, wie wenn der mündig Gewordene für sein sittliches Versagen Vater oder Mutter angehen wollte. Er hat selbst damit fertig zu werden. ... (S.72-74)

Da sagt uns die Offenbarung: Das Verpflichtende ist der lebendige, heilige Wille Gottes, der sich an alle Menschen wendet, und an mich unter ihnen. Dieser Wille Gottes hat etwas ganz Persönliches. Er sagt nicht nur: Das Gebot gilt, und auch für dich als einen der Vielen. Sondern das Gebot meint mich in meinem besonderen Dasein. Seinem tiefsten Wesen nach ist es nicht etwas, was abstrakt für Alle gilt, und darum auch, als Einzelfall darunter, für mich. ...

Nun sind wir am Letzten: Das Seinsollende, das Verpflichtende ist der Inhalt einer Liebesbeziehung zwischen Gott und mir. Sein Gebot ist die Weise, wie er mich liebt. Es ist der Inhalt seiner Liebe, und zugleich die Voraussetzung dafür, daß er mich lieben könne.

Hier gewinnt die Bitte um Vergebung einen tiefen, ganz tiefen Sinn. Wenn ich Gottes Forderung gehorche, so habe ich nicht nur einem unpersönlichen Gesetz genügt, sondern eine Liebesbeziehung erfüllt – die freilich jedes abstrakten Gesetzes Vollendung in sich enthält. Und dann ist ihre Frucht nicht nur das Bewußtsein getaner Pflicht und reinerer sittlicher Würde, sondern tiefere Nähe und lebendigere Teilhabe am sich schenkenden Gott. Gehorche ich aber nicht, dann bedeutet das nicht nur abstraktes Unrecht, sondern Sünde gegen Gottes Liebe, Liebesschuld; und deren Frucht ist ein Fernwerden, ist Fremdheit, Abgleiten in Schein, Irre und Tod. ... (S. 75-77)

Habe ich nun versagt, so steht auch das Versagen nicht im abstrakten Raum, zwischen „Gesetz“ und „Subjekt“, sondern im lebendigen Raum der Liebe; zwischen Ich und Du, Wort und Ant-Wort; in der Bezogenheit der heiligen Bewegung, mit der Gott zu den Menschen kommt, und, ebendarin, dem Menschen schenkt, daß er zu ihm komme. Und es gibt eine Weise, wie ich mir dieser Schuld in Liebe bewußt werden und mit ihr in die Liebeslebendigkeit Gottes eingehen kann: Die Reue. Die Reue ist die Liebe in der Schuld. In Reue kann ich bitten, daß Gott die Sünde vergebe. Sein Vergeben bedeutet im Tiefsten das Nämliche, wie seine Forderung, das Rechte zu tun. Auch darin richtet sich der Liebeswille Gottes auf sein Geschöpf, nun aber, sofern es in der Schuld steht. ...

Alles hängt aber daran, daß der Schuldige auch wirklich in der Liebe sei; vielmehr, daß er wieder in Liebesverbundenheit hineingelange, aus der er durch seine Schuld herausgefallen war. So enthält das Vaterunser die Mahnung, daß der um Vergebung Bittende sich in die Liebe stelle. Aber es traut dem Menschen nicht; also gibt es ihm Gelegenheit, sich zu prüfen, ob er auch wirklich in der Liebe sei. Es fügt dieser Bitte – ihr allein unter allen – eine Bedingung hinzu: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben denen, die an uns schuldig geworden sind.“ Diese zwei Sätze, in dieser Weise verbunden, sagen: Du kannst um Vergebung bitten; aber nur, wenn du in dem Raum stehst, worin diese Bitte ihren Sinn hat. Nicht in der bloßen sittlichen Scham, ohne Bedrücktheit oder Furcht vor schlimmen Folgen, sondern in der Liebe. Ob aber die Liebe da ist, wird dir deutlich, wenn du dich fragst, wie du dem anderen Menschen gegenüberstehst, wenn er dir Unrecht getan hat. ... (S. 77- 79)

So sagt das Vaterunser: Die Sünde kann nur aus der Liebesverbundenheit mit Gott heraus bewältigt werden. Kommst du also mit deiner Sünde zu Gott, so prüfe dich, ob du in der Liebe stehst. Wissen, so wie man weiß, daß man richtig gekleidet ist, oder eine Schuld beglichen hat, kannst du es nicht, denn die Liebe ist etwas, woran man glauben muß. Daß Gott mich liebt, aber auch daß ich durch seine Gnade ihn liebe, das alles ist ja nicht von dieser Welt, sondern Gnade und Geheimnis, und also etwas, das ich nur gläubig hoffen kann. Ein Unterpfang aber, daß ich glauben und hoffen dürfe, ich habe die Liebe, ist es, wenn ich dem Anderen in Lauterkeit seine Schuld vergebe: Die Beleidigung, die Kränkung, die Schädigung, das böse Wort, die verleumderische Rede, das harte Urteil, das verletzende Benehmen, alles, womit er mir Unrecht getan hat.

In dem Maße darf ich vertrauen, daß ich in der Liebe stehe, als meine Vergebung gegen den Anderen ehrlich ist. Je aufrichtiger ich den inneren Widerstand überwinde; je ehrlicher ich den Haß oder die Abneigung abzulegen suche; je tiefer ich die wirkliche, aufrichtige, lösende

Vergebung hinabgelangen lasse in die Tiefe des Unrechts, das er mir angetan hat – desto mehr darf ich hoffen, in der Liebe zu sein, welche macht, daß meine Bitte um Vergebung gehört wird. Du sollst Gott lieben und den Nächsten wie dich selbst – das heißt hier: Du sollst dem Anderen vergeben, wie du wünschst, daß dir Gott vergebe. Du sollst dem Anderen tun, was du für dich erbittest, damit der Blutkreis der Liebe geschlossen sei, in dem allein Vergebung geschieht. ... (S. 80, 81)

Und führe uns nicht in Versuchung

... „Führe uns nicht in Versuchung“, sagt die Bitte. Was bedeutet das wohl? Man könnte sie dahin verstehen, Gott solle uns nicht in die Möglichkeit bringen zu sündigen. So kann sie aber nicht gemeint sein; denn in dieser Möglichkeit stehen wir bereits, und aus ihr herausgenommen zu werden, wäre ein Wunder. ...

Jedem kann es geschehen, und immer wieder, daß aus der durch keine Vorsicht zu meisternden Vielfalt des Daseins die Möglichkeit der Sünde sich zur dringlichen Gefahr, zur Versuchung zusammenzieht. Da bittet das Gebet: Bewahre uns davor! Du hast das Recht, uns zu prüfen. Du hast das Recht, uns in die Gefahr der Entscheidung zu führen – aber, Herr, gedenke unserer Schwäche! So wäre die Bitte ein demütiges Bekenntnis der Wahrheit, und ein Appell an Gottes Milde. ...

Eine Stunde steht ja doch nie für sich allein. Immer ist sie in den ganzen Zusammenhang des Lebens verwoben. Die Versuchung des heutigen Tages wächst aus dem heraus, was gestern war, und vorher, und durch die ganzen vergangenen Jahre hin. Was ich all die Zeit hin getan und versäumt habe, ist noch da. Es ist in mein lebendiges Sein eingegangen, als Schwäche oder als Kraft, als Hut oder als Gefährdung. ...

Es wäre gefährlich, zu denken, das gebe es nicht. Die Bitte des Herrengebetes weiß, daß es das gibt, und daß Gott nur gerecht ist, wenn er es zuläßt. Aber sie ruft das in Gott an, was über seine Gerechtigkeit geht: seine Barmherzigkeit. ... (S.85, 87,88)

Der „Gott und Vater Jesu Christi“, an den sich das Gebet des Herrn wendet, kann den Menschen, der von ihm selbst aus gesehen mit allem am Ende ist, mitten in der Ausweglosigkeit rufen, er solle neu beginnen. Er kann, wenn die Schwäche und das Unrecht vergangener Tage nach der Gerechtigkeit sich zur tödlichen Versuchung zusammenziehen müßten, das Herz erneuern, daß es Kraft zur Überwindung gewinnt. Herr der Geduld – laß uns nicht herausfallen aus deinen stillen und unfehlbaren Händen! ...

Abgrundtief führt die Bitte. In das Innerste der Kraft führt sie, aus welcher der Christ auf die Liebe Gottes hin existiert. Geht man da mit, so versteht man, wie die an so manchen Stellen so dunklen, ja furchtbaren Kapitel 9–11 des Römerbriefes im Ausbruch enden: „O Tiefe des Reichtums und der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und wie unergründbar seine Wege. Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? Oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuvor gegeben und nun würde ihm vergolten?

Denn von ihm und durch ihn und auf ihn zu sind alle Dinge. Ihm sei die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen.“ (S. 89, 94)

Sondern erlöse uns von dem Übel

... wir haben schon einmal, bei der Bitte ums tägliche Brot gesehen, daß wir dieses Hilfesuchen nicht flach nehmen dürfen. Es ist ja doch nicht so, daß es etwa für Krankheiten den Arzt gäbe, und wir gingen zu Gott, weil er der beste Arzt wäre; oder für wirtschaftliche Schwierigkeiten gäbe es Behörden, und wir gingen zu Ihm als der obersten und zuverlässigsten Stelle ... Damals schon haben wir gesehen, daß christliches Bitten etwas anderes bedeutet als einfaches Hilfesuchen bei einer wohlgesinnten höchsten Macht, wodurch die Dinge der Welt märchenmäßig, phantastisch, unernst würden; oder aber alles auf eine Illusion des naiven, noch nicht wissenden Menschen hinausläufe, die verschwinden muß, sobald der Blick klarer wird. Wir haben gesehen, daß die christliche Bitte sich an die Vorsehung wendet. Was aber Vorsehung ist, bestimmt das Wort: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das Übrige wird euch zugegeben werden.“ ...

So ist es auch hier: Alles Bitten, Gott möge das Übel von uns nehmen, steht im Raum der Vorsehung und setzt voraus, was die Vorsehung voraussetzt: die Sorge um Gottes Reich.

Im Wort vom Übel liegt aber noch mehr. Die Bitte um seine Lösung ist nicht umsonst mit jener verbunden, die Gott um Vergebung der Sünden angeht. So braucht man sich nur kurz in ihren Zusammenhang zu vertiefen, um zu sehen, daß es sich in beiden Sätzen um das Nämliche handelt. „Übel“ ist das, was aus der Sünde kommt. ... (S. 95, 96)

Die Bitte, von der wir sprechen, bedeutet also: Erlöse uns vom Bösen in uns, auf daß nicht das Übel werde in der Welt ... Lehre uns verstehen, wie das Übel aus dem Bösen im Menschen kommt; aus dem Bösen in mir ... Lehre mich verstehen, daß die Welt immerfort neu werden kann, das Gute draußen aus dem Guten drinnen, im Herzen, das erlöst ist und von Dir durch Glauben und Taufe den Keim der neuen Schöpfung empfangen hat. Da soll der „neue Himmel und die neue Erde“ anheben, die kein Übel mehr bedrängt, weil in ihnen kein Böses mehr ist, sondern nur Gutes aus Gutem. Seliges draußen aus dem Heiligen drinnen, denn „das Erste ist ja vergangen“. ...

Ein gesprochenes Wort wird nicht zunichte, wenn es verhallt. Es geht in den Sinn derer ein, die es hören; gräbt sich in das Innere dessen, der es spricht; wirkt im Gedächtnis, im Herzen, in den Wirkungen weiter, die es hervorgerufen hat. Es wird ein Stück Wirklichkeit. So geht es mit allem, was wir tun: Sobald es aus dem Ursprung der Freiheit urgehoben ist, wird es ein Stück Wirklichkeit, läuft im Gestränge des Daseins weiter und wirkt. Aus alledem webt sich das an der Welt, was „Geschichte“ heißt. Ein Übel, das mich jetzt bedrängt, entspringt nicht aus dem Nichts. Es kommt aus Worten, die vorher gesprochen wurden; aus Ungeschicklichkeiten, Versäumnissen, Bosheiten, die vorausgegangen sind. Das Böse des Herzens wird zur Wirklichkeit in der Welt. Darin verdichtet es sich zum Übel, und tritt irgendwo wieder als Anstoß, als Hemmung, als Atmosphäre einem Menschen entgegen. Das Übel, das mir begegnet, ist eine Verdichtung des Bösen, das früher aus Anderen oder aus mir

selbst gekommen ist. Am Übel aber entzündet sich wieder Böses: das trägt neue Saat des Übels; immerfort kommt Eins aus dem Anderen, und die schlimme Kette hat kein Ende. ... (S. 99-101)

Jene Erlösung vom Übel, welche die Bitte meint, liegt im Letzten gar nicht mehr innerhalb der Weltzeit. Es ist jene Erlösung, die kommen wird, wenn Christus erscheint. Das Bewußtsein davon geht durch die Bitte. Sünde und Übel haben so unausdenkliches Maß; das, was Sünde heißt, hat das Werk Gottes so bis in die Wurzeln hinab zerrissen – daß die eigentliche Heilung erst geschehen kann, wenn Gott, nachdem Sünde und Übel durchlaufen sind, durch Tod, Auferstehung und Gericht hindurch die Welt wieder in die Einheit seines heiligen Willens aufnimmt. Das letzte Wort alles christlichen Denkens, das letzte Ziel alles christlichen Sorgens meint nicht mehr etwas innerhalb von Welt und Zeit. Im Letzten ist das christliche Dasein auf das ausgerichtet, was geschieht, wenn – nicht naturwissenschaftlich die Erde vereist, oder wie immer sonst ein „Untergang der Welt“ astrophysisch gedacht werden kann –, sondern wenn der Herr kommt. Wenn von Gott her das Dritte geschieht. Das Zweite aber war die Erlösung, und das Erste die Schöpfung.

Am Schluß der Apokalypse erhebt sich der Ruf der auf den Herrn harrenden Gemeinde: „Komm, Herr Jesus!“ In der Bitte „Erlöse uns von dem Übel“, in ihrem Innersten, ertönt der nämliche Ruf. Immerfort und aus zahllosen Herzen steigt zu Gott eine Bitte auf, von der viele gar nicht wissen, was sie zutiefst bedeutet. Aber deswegen ist die Tiefe doch da und hebt sich dunkel heraus. Das Innerste der „Kreatur“, die aufseufzt zu Gott, und in Wehen liegt, und harrt auf das Kommen der letzten Dinge – diese Tiefe ist's, die in der Bitte ruft. ... (S. 103,104)

Genehmigter Abdruck: "Alle Autorenrechte liegen bei der Katholischen Akademie in Bayern – Romano Guardini, Das Gebet des Herrn, 11. Taschenbuchauflage 2008, Matthias Grünwald-Verlag, Ostfildern"

3. Anmerkung

Der Text des VATERUNSER bei Matthäus (6, 9-13) endet nicht mit der Bitte um Erlösung von dem Bösen. Es heißt weiter: **Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.** Dieser Zusatz gehörte seit jeher zu jedem Gebet des Herrn in der Orthodoxen Kirche und ebenfalls in der Evangelischen Kirche. In der Katholischen Kirche konnte er angefügt werden, seit dem 2. Vatikanischen Konzil 1962-1965 ist er auch hier Teil des VATERUNSER.

4. Arbeitsvorschläge

1. Warum kommt dem VATERUNSER eine so herausragende Bedeutung zu ?
2. Welche Unterteilung kann man dem Gebet entnehmen?

3. Wie ist die Bitte um das tägliche Brot auszulegen?
4. Um was für eine Schuld handelt es sich, deren Vergebung der Betende erbittet?
5. Unter welcher Voraussetzung steht eine Vergebung?
6. Welche Bitte ist überzeugender: „Erlösung vom Übel“ oder „Erlösung vom Bösen“?

5. Quellen

- Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Freiburg/Basel/ Wien, 1995
- Romano Guardini, Das Gebet des Herrn, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz, 1959
- Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, herausgegeben von Albert Hauck, 3.Aufl., Leipzig, 1908

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Bearbeiter: Probst Dr. Robert Oscar Claeßen, Jülich-Koslar, verstorben im Juni 2006

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.

<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DIE ZEHN GEBOTE – WAS SAGEN SIE UNS HEUTE?



Michelangelo, Mose mit den Gesetzestafeln - Ausschnitt
Juliusgrabmal, Pietro in Vincoli, Rom

Wohl jeder hat schon einmal von den „Zehn Geboten“ gehört. Unter anderem präsentierte die Zeitschrift DER SPIEGEL die Ausgabe vom 15. April 2006 mit Michelangelos Abbild von Mose und den Worten „Du sollst nicht ...“. , erläuternd untertitelt: „Moses Zehn Gebote und die gemeinsamen Wurzeln von Juden, Christen und Moslems“. Der folgende längere Beitrag verbindet historische, religionswissenschaftliche und philosophische Aspekte. Auch verfilmt wurden die Zehn Gebote. Eine Fernsehfassung, 2006 in den USA hergestellt, strahlte der Sender Kabel 1 am Ostermontag 2008 aus. Die Zehn Gebote sind eine sehr alte und bedeutsame Botschaft, aufgezeichnet im Alten Testament, dem älteren Teil der Bibel. Nach der Darstellung in der Bibel hat Mose sie unmittelbar von Gott empfangen und auf zwei Tafeln festgehalten.

1.1 Der Autor der Bibelstellen: Mose

Nähere Informationen zum Autor der Bibelstellen Mose bringt der folgende Beitrag „Die Erschaffung des Menschen“.

1.2 Einführung in die Bibelstellen

Nach der biblischen Darstellung rief Gott eines Tages - während des Marsches der Israeliten aus Ägypten zurück in das gelobte Land am Jordan - den Schafhirten Mose auf den Berg Sinai. Nach Donnern und Blitzen hörte Mose auf dem in Wolken verhüllten Berggipfel die Stimme Gottes. Sie gebot, dass das Volk am Fuße des Berges warten sollte. Sie verkündete dann die Gebote. Diese sind in verschiedener Fassung im 20. Kapitel des 2. Buches Mose und nochmals im 5. Kapitel des 5. Buches Mose aufgeschrieben (2. Mose 20, 2-17 und 5. Mose 5, 6-21). Über beide Bibelstellen ist schon viel geforscht und veröffentlicht worden. Man weiß nicht, welche die ältere ist. Beide Bibelstellen enthalten mehr als 10 und zum Teil unterschiedliche Gebote, die nicht nummeriert sind und nicht in der gleichen Reihenfolge erscheinen. In beiden Darstellungen gelten die Gebote im ersten Teil dem Verhältnis des Menschen zu Gott und im zweiten Teil dem Verhältnis des Menschen zum Mitmenschen. Die Verse im 2. Buch Mose nehmen mehr das Wesen Gottes in den Mittelpunkt, jene im 5. Buch Mose verweisen betonter auf Gottes Werke. Auch in der Würdigung der Frau weichen die genannten Bibelstellen voneinander ab. Während bei den Verboten des Begehrens im 2. Buch Mose das Haus des Nächsten gesondert und als erstes genannt und die Frau in einer Reihe mit Knecht, Magd, Ochs und Esel aufgezählt wird, kommt in der anderen Bibelstelle der Frau die Sonderstellung zu und das Haus erscheint zusammen mit Acker, Knecht, Magd, Ochs und Esel.

Im 5. Buch Mose werden im Anschluss an die Worte Gottes zwei steinerne Tafeln erwähnt, auf die Gott seine Worte geschrieben und Mose übergeben habe (4,19). Im 2. Buch Mose ist zu lesen, dass Gott die beiden steinernen Tafeln mit seinem Finger beschrieben habe (31,18).

Obwohl die Bibel an beiden Stellen viele Gebote unnummeriert aufreihet, sind sie als die Zehn Gebote in die kirchlichen Lehren von Christentum und Judentum eingegangen und haben Kultur und Glauben von Juden und Christen entscheidend geprägt. Die Bibelwissenschaft nimmt an, dass mit dem Begriff „Zehn Gebote“ dem Volk das Einprägen der Gebote erleichtert werden sollte. Ein Bezugspunkt dürften die steinernen Tafeln gewesen sein, auf die man sich Weniges eingemeißelt vorgestellt haben wird. Die Zehn Gebote werden auch Dekalog genannt, was in der griechischen Sprache zehn (deka) Worte oder Aussprüche (logos) heißt.

Die hebräische Urfassung des Alten Testaments ist im Laufe der Jahrhunderte vielfach übersetzt worden. Es bestehen unterschiedliche Versionen. Daraus ist zu erklären, dass es die Gebote in unterschiedlichem Wortlaut gibt. Maßgeblicher Text ist für die Katholische Kirche seit einigen Jahren die Einheitsübersetzung, die im Auftrag der Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Schweiz herausgegeben wurde. Die Evangelische Kirche hat diese

Einheitsübersetzung für die Psalmen und das Neue Testament übernommen, für das Alte Testament stützt sie sich noch immer auf eine Übersetzung nach Dr. Martin Luther. Als Quellenangaben für den Spiegelungstext „Grundwerte und Gottes Gebot“ erscheinen nur Katechismen. Die aus heutiger Sicht interpretierten Gebote sind vorwiegend der Luther’schen Bibelübersetzung entnommen. Deshalb sind die beiden Bibelstellen in dieser Übersetzung dem Spiegelungstext vorangestellt. Deren Einheitsübersetzung findet sich im Anhang.

1.3.1 Die Bibelstellen: Die Zehn Gebote Mose 2 (20,1-17) (Übersetzung nach Dr. Martin Luther)

- 1. Und Gott redete alle diese Worte:**
- 2. Ich bin der Herr, dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland, aus dem Diensthause, geführt habe.**
- 3. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.**
- 4. Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist.**
- 5. Bete sie nicht an und diene ihnen nicht. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied, die mich hassen;**
- 6. und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich liebhaben und meine Gebote halten.**
- 7. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.**
- 8. Gedenke des Sabbattags, daß du ihn heiligest.**
- 9. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken;**
- 10. aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes; da sollst du kein Werk tun noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Vieh noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist.**
- 11. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was darinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.**
- 12. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.**
- 13. Du sollst nicht töten.**
- 14. Du sollst nicht ehebrechen.**
- 15. Du sollst nicht stehlen.**
- 16. Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.**
- 17. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat.**

1.3.2 Die Zehn Gebote Mose 5 (5, 6-21)

(Übersetzung nach Dr. Martin Luther)

- 6. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführt hat, aus dem Diensthause.**
- 7. Du sollst keine anderen Götter haben vor mir.**
- 8. Du sollst Dir kein Bildnis machen, keinerlei Gleichnis, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, noch des, das im Wasser unter der Erde ist.**
- 9. Du sollst sie nicht anbeten noch ihnen dienen. Denn ich, der Herr, Dein Gott, bin ein eifriger Gott, der die Missetat der Väter heimsucht über die Kinder ins dritte und vierte Glied, die mich hassen,**
- 10. und Barmherzigkeit erzeige in viel tausend, die mich lieben und meine Gebote halten.**
- 11. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.**
- 12. Den Sabbattag sollst du halten, daß du ihn heiligest, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat.**
- 13. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun.**
- 14. Aber am siebenten Tage ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes. Da sollst du keine Arbeit tun noch dein Sohn noch deine Tochter noch dein Knecht noch deine Magd noch dein Ochse noch dein Esel noch all dein Vieh noch dein Fremdling, der in deinen Toren ist, auf daß dein Knecht und deine Magd ruhe wie du.**
- 15. Denn du sollst gedenken, daß du auch Knecht in Ägyptenland warest und der Herr, dein Gott, dich von dort ausgeführt hat mit seiner mächtigen Hand und mit ausgerecktem Arm. Darum hat dir der Herr, dein Gott, geboten, daß du den Sabbattag halten sollst.**
- 16. Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat, auf daß du lange lebest und daß dir's wohl gehe in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.**
- 17. Du sollst nicht töten.**
- 18. Du sollst nicht ehebrechen.**
- 19. Du sollst nicht stehlen.**
- 20. Du sollst kein falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten.**
- 21. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes. Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochsen, Esel, noch alles, was sein ist.**

2.1 Die Autoren des Spiegelungstextes: Evangelische und Katholische Kirche

Im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts gewannen die Zehn Gebote besondere Aktualität. Die „Grundwerte“ für den Einzelnen und für die Gemeinschaft waren Gegenstand lebhafter Diskussionen in der Gesellschaft und unter den politischen Parteien geworden. An dieser Diskussion beteiligten sich auch die beiden großen christlichen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland. Sie verfassten eine gemeinsame Stellungnahme mit dem Titel „Grundwerte und Gottes Gebot“.

Für die Evangelische Kirche beteiligte sich der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Rat der EKD. Diese ist der Zusammenschluss der 22 selbständigen lutherischen, reformierten und unierten Landeskirchen in Deutschland, um gemeinschaftliche Aufgaben wahrzunehmen. Die Grundordnung der EKD – Neufassung vom 01.01.2007 – gibt eine demokratische Struktur vor. Ein Kirchenparlament, eine Synode, wählt als Leitung den Rat, der 14 Mitglieder hat und dem der gleichfalls gewählte Präses vorsteht.

Die Katholische Kirche wurde von der Deutschen Bischofskonferenz vertreten. Sie ist der Zusammenschluss der Bischöfe der römisch-katholischen Diözesen in Deutschland „zum Studium und zur Förderung gemeinsamer pastoraler Aufgaben, zu gegenseitiger Beratung, zu notwendiger Koordinierung kirchlicher Arbeit und zu gemeinsamem Erlass von Entscheidungen sowie zur Pflege der Verbundenheit zu anderen Bischofskonferenzen“. Ihre Wurzeln gehen zurück bis ins Jahr 1867. Die rechtliche Grundlage ihrer jetzigen Form bietet Art.38 des Dekrets des 2. Vatikanischen Konzils vom 28.10.1965 „Christus Dominus“. Alle Diözesanbischöfe, Koadjutoren, Diözesanadministratoren, Weihbischöfe und Titularbischöfe treffen sich zweimal jährlich zu ihren Beratungen in Vollversammlungen.

Verfasst wurde der Spiegelungstext von einer Arbeitsgruppe aus Vertretern der beiden Kirchen. Formal unterzeichnet wurde diese gemeinsame Stellungnahme vom Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz und vom Präses des Rates der Evangelischen Kirche Deutschlands, damals Joseph Kardinal Höffner und Landesbischof Prof. D. Eduard Lohse.

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Die beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland leiten in den Aussagen „Grundwerte und Gottes Gebot“ wichtige Grundwerte für unsere heutige Gesellschaft aus Gottes Geboten ab und bieten eine konfessionsübergreifende christliche Interpretation der Zehn Gebote aus der Bibel. Die über 3000 Jahre alten Gebote sind für die Menschen unserer Zeit ein hilfreicher Leitfaden. Die Interpretation zeigt den Ewigkeitswert dieser Gebote einleuchtend auf und kann damit dem einzelnen Menschen in seinem Suchen nach dem richtigen Weg beistehen und zugleich Fundament für die immer noch andauernde Diskussion um die Werte sein, die unser Miteinander prägen sollen. Die Kirchen in ihrer Stellungnahme dazu: „Auch wenn die Einzelgebote dem begrenzten Ethos einer Gruppe von Menschen entstammen, so haben sie schon innerhalb des alten Bundes eine immer umfassendere Bedeutung erhalten. Obwohl sie im Kern von einem geschichtlichen Ethos bestimmt sind, zielen sie selbst - über

das Volk Israel und die Christenheit hinaus - auf universelle Gültigkeit. Allen Menschen sind die Forderungen des Gesetzes ins Herz geschrieben, ihr Gewissen legt Zeugnis davon ab."

Wie es verschiedene Übersetzungen der Bibel gibt, so gibt es auch verschiedene Zählweisen der Gebote. Manche Kirchen fassen Aussagen Gottes in den entsprechenden Kapiteln der Bücher Mose nicht als Gebot auf, manche verbinden Gebote ähnlichen Inhalts zu einem einzigen. So gehört zum Beispiel "Ich bin der Herr, dein Gott" im katholischen Katechismus zum ersten Gebot, ebenso im evangelisch-reformierten, im lutherischen Katechismus dagegen heißt das erste Gebot lediglich: „Du sollst nicht andere Götter haben“. Für die Evangelisch-Reformierte Kirche lautet das zweite Gebot „Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen ..." , weder die katholische noch die lutherische Kirche sehen dies als ein Gebot an. Die Reformierte Kirche fasst die Begehrensverbote in ein Gebot zusammen, in der lutherischen Version kommt bei den Verboten des Begehrens dem Haus die Sonderrolle getrennter Nennung zu, in der Katholischen Kirche der Frau.

Für die Frage, welche Bedeutung den Zehn Geboten heute zukommt, kann offen bleiben, welcher Katechismus wie zählt. Wir übernehmen die Fassung der Gebote und die Reihung, auf die sich die beiden großen christlichen Kirchen 1979 in ihrer gemeinsamen Stellungnahme einigten. Den Geboten folgt jeweils ein Auszug aus der Stellungnahme.

2.3 Spiegelungstext: „Grundwerte und Gottes Gebot“ (Auszüge)

„Ich bin der Herr, Dein Gott“ (Präambel)

Die Diskussion um die Grundwerte offenbart ... nicht nur eine allgemeine Orientierungskrise, sondern sie zeigt auch, daß der einzelne angesichts der Frage „Wozu lebe ich“ in eine Sinn- und Vertrauenskrise geraten ist. Gewiß gibt es vom Menschen her in mehreren Stufen eine erste Antwort auf der Suche nach Sinn: Erfolg, glückliche Stunden, bereichernde menschliche Begegnungen, Einsatz für andere, Geborgenheit. Solche und ähnliche einzelne Sinnerfahrungen können jedoch nicht verbergen, daß viele Menschen an deren Vorläufigkeit, Zweideutigkeit und Brüchigkeit leiden. Das Ganze eines gelungenen Lebens ist gestört. Hinzu kommen die Erfahrungen der Vergeblichkeit und des Scheiterns. Hier gelangen menschliche Sinnantworten an eine grundlegende Grenze. Der Mensch kann sich die letzten Antworten auf die letzten Fragen nicht selbst geben und sich vor allem nicht das Heil verschaffen, d.h. sein Dasein und die Welt im ganzen zu einer endgültigen Erfüllung bringen. Dies wird besonders an der Grenze des Todes sichtbar: Vom Menschen allein her entworfene Sinnantworten enden spätestens an dieser Schwelle, aber sie stranden zugleich auch daran. Eine tragfähige Beantwortung der Sinnfrage aber muß über diese Schwelle hinausreichen. Sie kann den Tod nicht von der Sinnerfüllung trennen.

Die biblische Offenbarung zeigt, daß die Erfüllung der menschlichen Sinnfrage in der geschichtlichen Zuwendung und Herabneigung Gottes zum Menschen und zur Welt geschieht.

...

Das erste Gebot verheißt dem Menschen den letzten Halt seines Lebens und damit wirklichen Sinn nicht ohne Grund. Hinter der Zusage „Ich bin der Herr, Dein Gott“ steht die lebendige Erinnerung an das befreiende und erlösende Handeln Gottes beim Auszug aus Ägypten. Immer wieder erwies sich in der Geschichte des Volkes Israel, daß Gott seine Heilszusagen nicht zurücknimmt und daß er auch dann zu seinem Bundeswillen steht, wenn die Menschen versagen. Die bisher erfahrene Geschichte des Heils berechtigt zu der Gewißheit, daß Gott auch in der gegenwärtigen und zukünftigen Zeit seine Verheißung wahr machen wird. Gottes Gebote leben von der Erfahrung des immer wieder rettenden Gottes. Sie ermächtigen zum Glauben, daß der Mensch sich auf Gott als letzten Grund seines Daseins verlassen darf. Dieser Glaube, der freilich vor Anfechtungen nicht verschont bleibt, umspannt jede Zukunftsangst und alle Erschütterungen unseres Vertrauens in die Menschen und in die Welt.

Das Offenbarungswort „Ich bin der Herr, Dein Gott“ weist auf den Grundcharakter aller „Gebote“ hin. Sie sind nicht einengende Gesetze und Befehlsworte eines tyrannisch gebietenden Gottes, sie sind Wegweisungen zum Leben. Dies alles hat jedoch nur volle Gültigkeit, wenn der Mensch Gott wirklich als den Herrn seines Lebens annimmt und die Erfüllung seines Lebenssinnes aus dem Glauben schöpft. ...

„Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ (erstes Gebot)

... Auch da, wo man die Verehrung eines Gottes ausdrücklich ablehnt, bleibt gewöhnlich sein Thron nicht leer: Idole und abergläubische Praktiken treten an seine Stelle; nicht selten machen sich hier Ersatzformen religiösen Verhaltens breit; an die Stelle des unvergleichlichen Gottes treten ideologische Ausschließlichkeitsansprüche, die von Intoleranz und Fanatismus geprägt sind.

Das Gebot „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ hilft zur Entlarvung versteckter Interessen, die im politisch-gesellschaftlichen und geistig-weltanschaulichen Feld uneingeschränkte Gültigkeit beanspruchen und sich indirekt vielleicht sogar religiös gebärden. Eine Ideologiekritik aus christlichem Glauben wendet sich nicht nur gegen säkulare, insbesondere politische Heilslehren, sie muß sich auch der Frage nach Sein und Schein, Wesen und Unwesen im Christentum selbst stellen. Zur Eigenart dieser biblischen Entthronung von Idolen und Göttern gehört auch die Überzeugung, daß die selbstgemachten Götzen, aber auch weltliche Mächte überhaupt den Vergleich mit dem wahren Gott nicht aushalten. Seine Unvergleichlichkeit ist darin begründet, daß er sich letztlich als der einzig Vertrauenswürdige erweist und daß angesichts seiner Macht andere Götter als „Nichtse“ erscheinen. ...

„Du sollst Dir von Gott kein Bild machen“ (noch erstes Gebot)

Die Unvergleichlichkeit Gottes macht auf weitere Dimensionen aufmerksam. Gott ist von ganz anderer Art als die Welt. Immer wieder tragen wir unsere eigenen Maßstäbe in das Bild Gottes hinein. Oft wurde er zu einer Verkörperung menschlicher Interessen und zu einem

Losungswort für dahinterstehende irdische Machtmittel. Der Name „Gott“ steht gegen jede endliche Totalität, welche die absolute Wahrheit in der Geschichte einzulösen verspricht. ...

Wo man meint, Gott herbeizwingen zu können, wo man magisch über ihn verfügen möchte, wo man ihn in die Grenzen menschlichen Begreifens einzusperren versucht, da verstößt man gegen das Bilderverbot. ...

Auf der anderen Seite sagt die Schrift selbst: Der Mensch ist zum Bilde und Gleichnis Gottes geschaffen. Dies zeigt, wie hoch der Mensch im Licht der biblischen Offenbarung geschätzt wird. Er verdankt seine Personalität und seine Freiheit Gott. Die Gottebenbildlichkeit wirkt sich zunächst als Freiheit des Menschen gegenüber allen geschaffenen Dingen aus. Das Gewissen erinnert den Menschen an die Forderung einer letzten Unabhängigkeit von Interessen dieser Welt. Nur dann bewahrt der Mensch seine Würde, wenn er in unverbrüchlicher Treue zu dem Anruf des Gewissens allen Versuchungen widersteht, der Faszination des Reichtums, der Macht und des Ansehens nachzugeben. Weil der Mensch Bild Gottes ist, darf er keinen fremden Zwecksetzungen untertan gemacht werden. ...

Die Gottebenbildlichkeit erweist sich auch darin, daß der Mensch zu einem angemessenen Verhältnis zur Welt und zu allen Kreaturen gelangt. Die Schöpfung ist ihm nicht zur willkürlichen Ausbeutung und egoistischen Verschwendung übergeben, vielmehr ist sie ihm treuhänderisch als ein Mandat und ein Lehen Gottes anvertraut. Er ist zwar aufgerufen, über die Erde zu herrschen und die Welt zu erobern, er soll sie jedoch gleichzeitig bewahren und schonen.

„Du sollst den Namen Gottes nicht verunehren“ (zweites Gebot)

Das Gebot, den Namen Gottes nicht zu verunehren, will zuerst die Freiheit und Souveränität des wahren Gottes betonen. Er soll nicht menschlichen Absichten untergeordnet werden. „Meine Wege sind nicht eure Wege!“

Das Gebot, den Namen Gottes nicht zu verunehren, stellt auch kritische Anfragen an den christlichen Gebrauch des Gottesnamens. Es fordert, nicht nur unehrfürchtiges Reden über Gott oder gar Fluchen zu meiden. Ursprünglich meinte dieses Gebot wohl in erster Linie, daß man den Namen Gottes beim Schwören nicht mißbrauchen und entgegen der Wahrheit oder in unverantwortlich leichtfertiger Weise Eide leisten soll. ...

Der Glaube, der selbst für den Gebrauch des Namen Gottes solche Sorge trägt, erwartet, daß dies auch in der außerkirchlichen Öffentlichkeit respektiert wird. Der Andersdenkende soll Toleranz walten lassen vor einem Menschen, der Gott verehrt und seinen Namen hochhält, denn Gotteslästerung, auch in ihren sublimen Formen, verletzt die Würde und Freiheit glaubender Mitmenschen.

„Gedenke, daß Du den Sabbat heiligst“ (drittes Gebot)

Gott ist der Herr des Lebens, darum verfügt er auch über die Zeit des Menschen. Er gewährt ihm überhaupt die Zeit. Gott und die Zeit des Menschen, die dieser von Gott empfängt, gehören zusammen. So darf die Zeit auch nicht einfachhin innerweltlich verzweckt werden. Darum hat Gott vom Anfang der Schöpfung an eine regelmäßige Zeit der Ruhe und der Einkehr vorgesehen. Für das alttestamentliche Gottesvolk ist dies der Sabbat, für das Neue Testament der Sonntag. Die freie Zeit soll dem Menschen mehr Freiheit schenken. Wenn der Mensch den Bannkreis des Alltäglichen nicht überschreitet, dann kann die sogenannte Freizeit auch zu neuen Zwängen führen. Wenn der Mensch eine Ruhe gewinnt, die ihn mit Gott verbindet, dies heißt den Sonntag heiligen, dann behält er bei allem Engagement in der Welt die notwendige Distanz vom Alltäglichen. Zweckfreies Spiel und Muße sind Ausdruck dieser immer wieder zu gewinnenden Freiheit. Aber erst im Gottesdienst, in dem der Mensch den lebendigen Gott sucht und zu einem neuen Leben befreit wird, gelangt die Verehrung Gottes und das Freiwerden des Menschen zu einem Höhepunkt. Der Mensch kommt nicht nur in der Arbeit, sondern noch mehr dann zu sich, wenn er Zeit für Gott hat.

Die menschliche Arbeit wird im Lichte der Offenbarung nüchtern gesehen. Sie entspricht dem Schöpfungsauftrag Gottes, sie nimmt aber auch teil an dem Fluch, der auf dem Wirken des Menschen liegt. Der Mensch muß von seiner sklavischen Gebundenheit an Arbeit und Erwerb frei werden. Sonntagsheiligung bedeutet zuerst, den Menschen aus allem Frondienst herauszunehmen. Der Wechsel von Arbeit zu Ruhe bezeugt letztlich auch die Gottesruhe am siebten Tag der Schöpfung. Das Leben vor Gott soll ein befreites, ein menschliches Leben sein. Der Mensch ist mehr als seine Arbeit. Gott gibt dadurch, daß er den Menschen aus den Zwängen von Alltag und Erwerb herausnimmt, auch Anteil an der schöpferischen Distanz seiner selbst zur Welt. Die Sonntagsheiligung läßt die menschliche Arbeit das sein, was sie ist, und macht den Menschen gelassen in seinem Verhältnis zu ihr.

Der Rang dieses Gebotes hat noch eine weitere Konsequenz für die menschliche Arbeitswelt. Die Identität des Menschen stellt sich nicht allein und zuerst durch die Arbeit her. Menschliches Leben ist mehr als die Summe der erbrachten Arbeitsleistungen. Darin liegt zuletzt auch der Anspruch des Menschen auf Erholung wie auf Humanisierung seiner Arbeit begründet. Die Achtung der Sonn- und Feiertagsruhe ist deshalb eine Verpflichtung für die ganze Gesellschaft. Das Sabbatgebot gewährleistet, wenn es befolgt wird, auch das authentisch Humane. Die Ruhe, zu der Gott den Menschen auffordert, ist ein vorausweisendes Gleichnis seiner ewigen Fülle und Seligkeit. ...

„Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, auf daß Du lange lebest im Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, geben will“ (viertes Gebot)

... Die neuzeitliche Gesellschaftsentwicklung hat, verglichen mit der Vergangenheit und verglichen mit dem Alten Testament, zu einer Veränderung der Familienstruktur und des Familienbildes geführt: An die Stelle größerer Familienverbände, die sich um ein Familienoberhaupt scharten, traten Kleinfamilien mit Eltern und Kindern. Die

heranwachsenden Kinder lösen sich entsprechend der Altersstufe aus dem Familienverband; entsprechend der Verselbständigung der Kinder geht die Ordnung patriarchalischer Autorität aus einem mehr formalen Autoritätsanspruch über in ein mehr dialogisch begründetes Verhältnis der Generationen zueinander. Das schließt die Anerkennung des Erfahrungsvorsprungs der Älteren, der für das Heranwachsen notwendig ist, ein. Dieser Erfahrungsvorsprung begründet gleichzeitig einen Vorschuß an Vertrauen, der den Älteren entgegengebracht wird. Das Gebot ruft uns dazu auf, diesen geschichtlich bedingten Erfahrungsvorsprung der Älteren als von Gott gesetzt anzuerkennen und die Eltern als Träger von Überlieferung zu achten. Die Achtung der Eltern, durch die Gott das Geschenk des eigenen Lebens vermittelte, enthält immer zugleich ein Stück Selbstachtung.

Darüber hinaus behält das Gebot besondere Bedeutung für die Regelung des Zusammenlebens der Generationen überhaupt, zumal sein Ursinn den Schutz des Lebensrechtes und der Lebensmöglichkeit der Alten und nicht mehr Arbeitsfähigen im umfassenden Sinn vor Augen hat. Das Gebot ruft uns dazu auf, uns um ein menschenwürdiges Zusammenleben der Generationen zu bemühen, den Lebensunterhalt und - nicht zuletzt - die soziale Anerkennung der nicht mehr Arbeitsfähigen zu sichern. ...

Den Pflichten der Kinder gegenüber den Eltern entspricht die Aufgabe der Eltern, auf ihre Kinder einzugehen, ihr Lebensrecht zu respektieren und sie nicht zum Zorn zu reizen. Das rechte Gespräch zwischen den Generationen ist nur denkbar, wenn man bereit ist, aufeinander zu hören. Schließlich verpflichtet das Gebot Eltern und Erzieher dazu, gegenüber den heranwachsenden Kindern die ihnen übertragene Autorität wahrzunehmen und zum Wohl der Kinder auszuüben. ...

„Du sollst nicht töten“ (fünftes Gebot)

In diesem Gebot wird im Alten Testament das Verbot des gesetz- und gemeinschaftswidrigen Tötens angesprochen. Tötungen im Rechtswesen oder im Krieg waren damit nicht ausgeschlossen. Die Bergpredigt hat die Wurzeln des menschlichen Handelns aufgezeigt, die zum Töten führen können, nämlich Neid, Haß und Zorn. Sie hat das fünfte Gebot durch das Gebot der Feindesliebe überhöht und damit jegliche Tötung infragegestellt. Die positive Konsequenz der Bergpredigt ist zum Beispiel von Augustinus und Luther aufgenommen worden. Nach ihrem Verständnis soll das Gebot dazu anleiten, das Leben des Nächsten zu schützen und zu fördern.

Weil das Leben nicht nur im physischen Sinn von Zerstörungen bedroht ist, sind mit der Achtung des Gebotes auch Handlungen indirekter Lebensbeschädigungen oder Lebensvernichtung durch Entziehen, Zerstören und Vorenthalten von Lebensmöglichkeiten unvereinbar. Ebenso unvereinbar ist die bloß objekthafte Einschätzung des Lebens des anderen, das materialistische Verständnis des Menschen ohne Wertschätzung seines Personseins. Das Gebot erinnert umfassend daran, daß es Gottes Willen widerspricht, menschliches Leben zu zerstören und zu beeinträchtigen.

Mit gesteigerter Dringlichkeit gilt diese Verpflichtung für das Leben dort, wo immer es besonders schutzbedürftig ist, zum Beispiel bei den Ungeborenen, den unheilbar Leidenden und bei den Sterbenden. Daß in unserer Gesellschaft eine große Zahl ungeborener Kinder unter Berufung auf soziale Gründe getötet wird, daß menschliches Sterben aus dem Bewußtsein und der Hilfsbereitschaft der Lebenden verdrängt wird, ist Schuld vor Gott. Eine besondere Achtung verdient das menschliche Leben aber nicht nur an seinem Beginn oder seinem Ende, sondern das ganze menschliche Leben und die gesamte Lebenszeit steht unter dem Schutz Gottes; die rapide abgesunkene Geburtenzahl ist unbestreitbar auch das Zeichen eines unchristlichen Mangels an Lebensvertrauen. Dies verpflichtet den Christen dazu, allen willkürlichen Einschränkungen der von Gott gewährten Lebensmöglichkeiten zu widerstehen und jede Art von Lebensentzug, der das Leben nicht mehr lebenswert erscheinen läßt, zu bekämpfen. Ferner fordert dies von den Verantwortlichen in Gesellschaft und Staat entsprechende Förderung und Schutz für das Leben.

Dieser aufgegebenen Schutz des Lebens fordert das Eintreten für Frieden zwischen den Völkern und für befriedende staatliche Ordnungen, die Tötungen im Kriege oder im Rechtswesen vermeiden helfen. Manche Christen interpretieren das fünfte Gebot dahingehend, daß sie Krieg und Wehrdienst unter allen Umständen ablehnen. ...

„Du sollst nicht ehebrechen“ (sechstes Gebot)

Nach dem ursprünglichen Verständnis soll dieses Gebot die Ehe des Israeliten vor Zerstörung durch Ehebruch schützen. Die Kultur Israels kannte den Stand der Unverheirateten nur als seltenen Ausnahmefall. Außerdem war Frühheirat üblich. Manche heutigen Probleme der vorehelichen Sexualbeziehungen konnten damals nicht im unmittelbaren Blickpunkt dieses Gebotes stehen. Die Auslegung des Gebotes durch die Bergpredigt, verstärkt durch die augustinische Tradition, erweiterte das Verständnis des Gebotes auf den gesamten Bereich des sexuellen Begehrens. Dies konnte in manchen Auslegungstraditionen zu einer grundsätzlichen sexualfeindlichen Einstellung führen.

Heute ist erneut an den Ursinn des Gebotes zu erinnern, die eheliche Treue zu schützen. In der gegenwärtigen Diskussion um die Institution der Ehe und angesichts des Steigens der Ehescheidungsquoten erinnert das Gebot daran, daß die Ehe als soziale Institution die Partner auf Lebenszeit in Freude und Leid verbindet. Es richtet keinen Zwang zur Ehe auf; das Neue Testament kennt sehr wohl die Ehelosigkeit als besondere christliche Lebensmöglichkeit. Gottes Wille zielt auf die Einbindung der Sexualität in die Humanität und auf die Integration des sexuellen Verhaltens in die Persönlichkeit. Dem haben Sexualverständnis und Gesamterziehung zu dienen. Das Gebot intendiert Liebe, Partnerschaft, gegenseitige Annahme, Verlässlichkeit und Verantwortlichkeit. Diese Achtung des Menschen und seiner Würde bedarf angesichts einer heute vom Personalen abgespaltenen Einstellung zur Sexualität sowie der Kommerzialisierung des Sexuellen und des Verlustes des Schamgefühls einer erneuten Einschärfung. Die zu beobachtende Tendenz, die Sexualität und die Person zu einem Objekt zu machen, widerspricht der Gottebenbildlichkeit des Menschen.

„Du sollst nicht stehlen“ (siebtes Gebot)

... Das Gebot stellt das persönliche Eigentum des Menschen unter den Schutz Gottes, weil es dem Menschen die Möglichkeit der Verwirklichung personaler Freiheit gewährt. Diebstahl ist untersagt, weil er Beeinträchtigungen der persönlichen Freiheit des Geschädigten bewirkt. Es geht an dieser Stelle nicht um die gewiß wichtige Frage der rechtlichen Ausgestaltung von Eigentumsformen und um die Abgrenzung von persönlichem Eigentum und Gemeineigentum. Vielmehr will das Gebot darauf aufmerksam machen, daß Eigentum einen persönlichen Verfügungsbereich eröffnet. Es fordert damit auch dazu auf, jedem die Möglichkeit der Eigentumsbildung zu schaffen. Eigentum setzt Gestaltungsmöglichkeiten frei und gibt die Chance, kulturelle Bedürfnisse zu befriedigen; es vermittelt zugleich ein Gefühl der Unabhängigkeit. Diese Funktion des Eigentums wird heute freilich vielfach durch Rechtsansprüche an den Staat sowie Versicherungs- und Versorgungseinrichtungen abgedeckt. Zugleich entspringt aus dem persönlichen Eigentum und aus der dadurch gewonnenen Freiheit die soziale Verpflichtung gegenüber den wirtschaftlich schwächeren Mitmenschen und gegenüber dem Gemeinwesen. Auch für das Funktionieren der Wirtschaft selbst hat das Eigentum, das unternehmerisch genutzt wird, ausschlaggebende Bedeutung. Je bedeutsamer das Eigentum für den Mitmenschen, die Gemeinschaft und für das Ganze der Wirtschaft wird, desto größer ist die Verantwortung und auch die Notwendigkeit der Kontrolle. Das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ verlangt auch die Achtung vor dem öffentlichen Gut und untersagt nicht nur Diebstahl am Nächsten, sondern auch mutwillige Schädigung und Zerstörung von Gemeineigentum. Besondere Aufmerksamkeit ist auf die Erhaltung der Lebensmöglichkeiten und der beschränkten natürlichen Ressourcen künftiger Generationen zu richten.

Es zeigt sich heute ferner, daß unter den Schutz des Gebotes nicht nur materielle Güter und einklagbare Versorgungsansprüche fallen, die für den unmittelbaren Lebensbedarf des Menschen notwendig sind, sondern auch immaterielle Güter und geistiges Gut. Das Gebot dient dem Schutz der Grundbedürfnisse des Menschen und beabsichtigt nicht einfach die Erhaltung bestimmter Eigentumsformen. Das Gebot will umfassend die Lebenschancen des Mitmenschen und die Achtung und Förderung der Entfaltungsmöglichkeiten anderer sichern. Man kann dieses Gebot für die heutige Zeit deshalb in der Forderung zusammenfassen: „Du sollst nicht nur zu Deinem Vorteil auf Kosten Deiner Mitmenschen leben.“ So verstanden enthält das Gebot auch eine fundamentale Kritik an einer Lebenseinstellung, die nur noch am eigenen Nutzen und Vorteil orientiert ist und aus privatem Eigennutz oder aus Eigennutz von Gruppeninteressen auf Kosten anderer Menschen und anderer Gruppen oder des Gemeinwesens leben und bei Verteilungskämpfen andere Menschen ausnützen und ausbeuten will. Das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ hat den Mitmenschen im Blick und schließt den Auftrag ein, Solidarität und soziale Verantwortung zu üben und allen die frei verantwortete Teilnahme am kulturellen und gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen.

„Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider Deinen Nächsten“ (achtes Gebot)

... Zur Achtung der Rechtsordnung im allgemeinen trat in der Auslegung des Gebotes auch die Wahrung des guten Rufes und damit der Ehre des Nächsten hinzu. Die Ehre und der gute Ruf des Menschen sind soziale Güter. Wem die Ehre genommen wird, wer seinen guten Ruf verliert, wird dadurch gesellschaftlich geächtet. Nicht zuletzt angesichts der wachsenden Möglichkeiten der modernen Kommunikationsmittel gewinnt gerade dieses Gebot an Aktualität: Die Massenkommunikationsmittel schaffen dort, wo sie nicht verantwortlich gebraucht werden, in der Geschichte bislang nicht bekannte Gelegenheiten, in die Privatsphäre einzudringen. Darum ist die Verpflichtung zur Achtung der privaten Sphäre und zur Wahrung der Diskretion mit Nachdruck hervorzuheben. Überdies geben die technischen Mittel Gelegenheit der unmittelbaren Diffamierung, der Diskriminierung Andersdenkender und Anderslebender. Mit ihrer Hilfe können indirekt Ansehen und Anerkennung in der Gesellschaft durch bloße Veröffentlichung aus dem persönlichen, gegenüber der Öffentlichkeit schutzwürdigen Bereich beeinträchtigt und zerstört werden. Zwischen dem „Wissen einer Sünde“ und dem „Richten einer Sünde“ ist zu unterscheiden. Einer, der um die Sünde eines Menschen weiß, hat noch längst nicht das Recht, öffentlich darüber zu richten. Jesus sagt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“

Damit ergeben sich aus dem Gebot unmittelbare Anforderungen an das öffentliche und politische Leben. Es ermahnt dazu, die Gemeinschaft der Menschen untereinander und die Integrität des persönlichen Lebens eines jeden im vollen Umfang zu schützen. Verhaltensweisen wie Lüge und Diffamierung, die Gemeinschaft und Vertrauen zerstören, werden untersagt. Das Gebot zielt auf die Wahrung eines Vertrauensbereiches und auf die Achtung der Würde des Menschen, wie sie menschliche Gemeinschaft voraussetzt. Zugleich erinnert es daran, daß Wahrheit im Umgang der Menschen miteinander ein hoher Wert ist.

„Du sollst nicht begehren“ (neuntes und zehntes Gebot)

... Die Forderung enthält, um es mit einer Formulierung Martin Luthers aus dem Großen Katechismus auszudrücken, das Verbot des „im Trüben Fischens“ oder von Bemühungen, andere über das Ohr zu hauen. Dieses Gebot untersagt die Gesinnung der Habgier, des Neides und der Selbstsucht. Angesichts einer Gesellschaft des Anspruchsdenkens und der Verfechtung von Eigeninteressen, die auch auf Kosten anderer und zu Lasten der Allgemeinheit gehen, ist mit dem Gebot daran zu erinnern, daß Mitmenschlichkeit zu den Grundvoraussetzungen menschlichen Lebens gehört. Das Gebot fragt damit nach den Wertvorstellungen, die in dieser Gesellschaft in Theorie und Praxis leitend sind. Dadurch ist grundsätzlich die Frage des Lebensstils und der Wertorientierung angesprochen und damit die Verantwortung für die heute lebenden Mitmenschen und für eine Zukunft auf dem begrenzten Lebensraum Erde, die auch künftigen Generationen die Chance menschenwürdigen Lebens bietet. Wenn der biblische Wortlaut des Gebotes eine große Zahl von Objekten des Begehrens aufzählt, so ist dies ein Ausdruck der Totalität des Gebotsanspruchs. Es wird damit eine Ganzheit angesprochen, die so auch bereits in den

anderen Geboten liegt. Das Ganze, um das es in den Geboten geht, ist in jedem einzelnen mitenthalten.

2.4 Erläuterung zu den Zehn Geboten

Abschließend haben die beiden großen christlichen Kirchen in ihrer Stellungnahme die umfassende Bedeutung der Gebote in eindrucksvoller Weise beschrieben:

"In den Zehn Geboten bilden die Zusage der Verheißung Gottes, die Gebote, welche das Verhalten gegenüber Gott betreffen, und die Gebote, welche das Verhältnis zum Nächsten regeln, eine Einheit. Die Verkündigung der Zehn Gebote enthält somit in einem den Zuspruch der Liebe Gottes für den Menschen und die Aufforderung an den Menschen zur Gottes- und Nächstenliebe. Dieser Zuspruch der Zuwendung Gottes zum Menschen und die Aufforderung an den Menschen, sich Gott zuzuwenden und den Mitmenschen liebend zu begegnen, ist der Inbegriff biblischen Zeugnisses und bildet auch den Kerngehalt der Zehn Gebote. Die Zehn Gebote stellen gleichsam einen Raum dar, in welchem der Mensch Geborgenheit und Schutz finden soll. Die Einladung, in diesen Raum der Geborgenheit einzutreten, ergeht an alle Menschen." (S.39)

3. Anmerkung

Der Bonner Unternehmer **Dietrich Otte** beleuchtet **das siebente Gebot aus seinen Erfahrungen in der heutigen Arbeitswelt:**

Mit dem Gebot „Du sollst nicht stehlen“ ist nicht nur die Achtung vor dem gegenständlichen Eigentum meines Nächsten gemeint, sondern auch die Achtung vor seinen immateriellen Gütern wie einer Erfindung. Mit allem Hab und Gut anderer ist sorgfältig umzugehen. Das Gebot gibt uns eine Anweisung für unser gesamtes Handeln, auch und ganz besonders in der Arbeitswelt. Beispiele mögen dies erläutern:

Menschen, die mit Freude in ihrem Beruf arbeiten, bringen oft Verbesserungsvorschläge ein und setzen diese um. Auf solche Weise werden betriebspezifische Techniken entwickelt, die bessere Produkte entstehen lassen. Das Unternehmen hat Vorteile und ist erfolgreich am Markt. Der Konkurrent möchte ebenfalls so erfolgreich sein, verfügt aber nicht über die nötige Technik. Er versucht, einen Mitarbeiter des anderen Unternehmens abzuwerben, der ihm diese neue Technik verrät. Dabei muss man sich vergegenwärtigen, dass die Entwicklung einer besonderen Technik oft viele Jahre dauert und viel Geld investiert werden muss, ehe das Produkt die richtige Qualität erreicht. Das hat der Konkurrent nicht aufgewandt. Wenn sich ein Techniker abwerben lässt und die Betriebsgeheimnisse verrät - vielleicht für Geld, vielleicht für andere Vorteile -, dann fügt er zusammen mit dem Konkurrenten dem anderen Unternehmer, seinem vorherigen Arbeitgeber, wirtschaftlichen

Schaden zu. Denn dessen ökonomischer Vorsprung schmilzt dahin, der Erfolg am Markt verringert sich. Solches Verhalten ist ein Verstoß gegen das Siebente Gebot.

Gleichermaßen sündhaft ist das Verhalten von Managern von Aktiengesellschaften, die zu einem viel zu niedrigen Preis der Übernahme eines Unternehmens durch die Konkurrenz zustimmen und damit die Inhaber der Gesellschaft, die Aktionäre, schädigen. Vielleicht haben die Manager dazu besonders hohe Abfindungen angenommen, die ihnen angeboten wurden, um sie zur Zustimmung zu bewegen - Abfindungen, die zusätzlich die Aktionäre schädigen. Die Manager verwalten nicht ihr eigenes Geld, sondern das der Aktionäre.

Wer im großen Stil sündhaft handelt, hat meist klein angefangen. Oft beginnt es damit, dass im Büro Schreibmaterial mitgenommen wird, Privatgespräche geführt werden, die eigene Post aus der Portokasse des Betriebes bezahlt wird und ähnliches mehr. In der Werkstatt ist es zuerst ein Schraubenschlüssel, ein Schraubenzieher, dann andere Werkzeuge, die man für Schwarzarbeit benötigt. Später werden Ersatzteile mitgenommen und zuhause gelagert, bis man einen kleinen Vorrat hat und regelmäßig Schwarzarbeiten durchführen kann.

Nicht alle geschilderten Handlungen sind nach unserem Strafrecht Diebstähle, aber stets wird das Hab und Gut anderer beschädigt. Alle diese Taten sind darum Verstöße gegen das Gebot „Du sollst nicht stehlen“.

Ehrlichkeit ist eine Christenpflicht. Wer nicht mit gutem Beispiel vorangeht, braucht sich nicht zu wundern, wenn er ebenfalls bestohlen wird. Ob als Mitarbeiter im Betrieb, ob als Vorgesetzter oder Chef, das gute Beispiel ist wichtig.

4. Arbeitsvorschläge

1. Warum sind die Zehn Gebote als Gebote Gottes anzusehen?
2. Aus welcher Zeit stammen diese Gebote?
3. Wie ist zu erklären, dass es verschiedene Fassungen und verschiedene Zählweisen gibt?
4. Warum kommt der gemeinsamen Stellungnahmen der beiden großen christlichen Kirchen eine so große Bedeutung zu?
5. Nenne zwei Gebote, die dir besonders wichtig für den heutigen Alltag erscheinen, und begründe deine Entscheidung.

5. Quellen

- Die Bibel, Einheitsübersetzung, Freiburg/Basel/Wien, 1995
- Die Bibel nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers, Priv. Württ. Bibelanstalt, Stuttgart 1954

- Grundwerte und Gottes Gebot / Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn / Trier: Paulinus-Verlag, 1979

Bildnachweise: Wikipedia, falls nicht anders genannt

6. Anhang

Die Zehn Gebote in der Einheitsübersetzung

Mose 2 (20,1-17)

Dann sprach Gott alle diese Worte:

- 2. Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.**
- 3. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.**
- 4. Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.**
- 5. Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen, die mir feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen, an der dritten und vierten Generation;**
- 6. bei denen, die mich lieben und auf meine Gebote achten, erweise ich Tausenden meine Huld.**
- 7. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr läßt den nicht ungestraft, der seinen Namen mißbraucht.**
- 8. Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig!**
- 9. Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun.**
- 10. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat.**
- 11. Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel, Erde und Meer gemacht und alles, was dazugehört; am siebten Tage ruhte er. Darum hat der Herr den Sabbattag gesegnet und ihn für heilig erklärt.**
- 12. Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt.**
- 13. Du sollst nicht morden.**
- 14. Du sollst nicht die Ehe brechen.**
- 15. Du sollst nicht stehlen.**
- 16. Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.**
- 17. Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlangen. Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, seinem Rind oder seinem Esel oder nach irgendetwas, das deinem Nächsten gehört.**

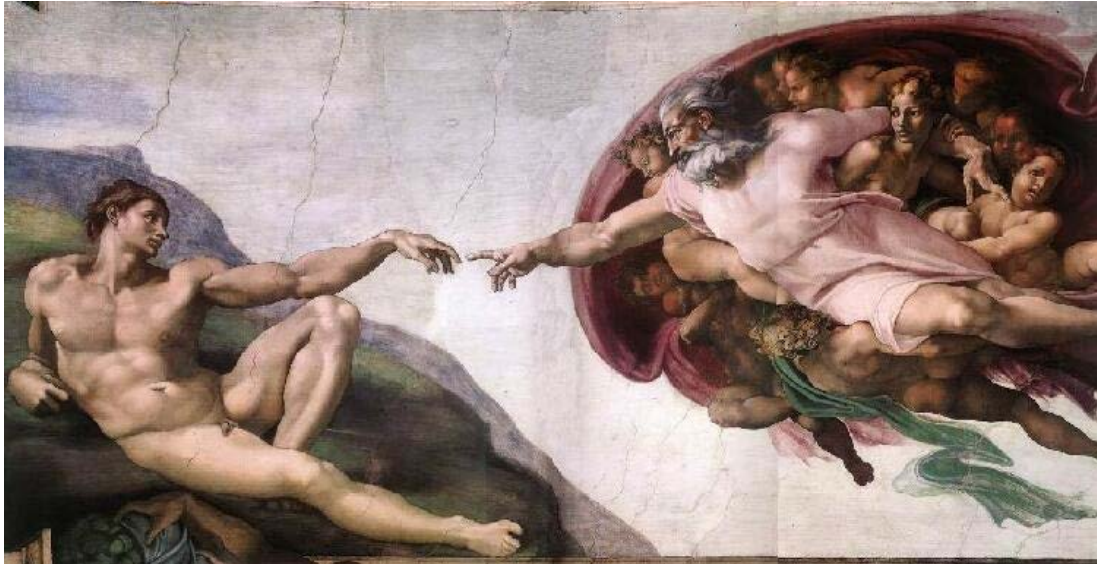
Mose 5 (5, 6-21)

- 6. Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.**
- 7. Du sollt neben mir keine anderen Götter haben.**
- 8. Du sollst dir kein Gottesbildnis machen, das irgendetwas darstellt am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.**
- 9. Du sollst dich nicht vor anderen Göttern niederwerfen und dich nicht verpflichten, ihnen zu dienen. Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifersüchtiger Gott: Bei denen die mir Feind sind, verfolge ich die Schuld der Väter an den Söhnen und an der dritten und vierten Generation;**
- 10. bei denen, die mich lieben und auf meine Gebote achten, erweise ich Tausenden meine Huld.**
- 11. Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr läßt den nicht ungestraft, der seinen Namen mißbraucht.**
- 12. Achte auf den Sabbat: Halte ihn heilig, wie es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht hat.**
- 13. Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun.**
- 14. Der siebte Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun: Du, dein Sohn und deine Tochter, dein Sklave und deine Sklavin, dein Rind, dein Esel und dein ganzes Vieh und der Fremde, der in deinen Stadtbereichen Wohnrecht hat. Dein Sklave und deine Sklavin sollen sich ausruhen wie du.**
- 15. Denk daran: Als du in Ägypten Sklave warst, hat dich der Herr, dein Gott, mit starker Hand und hoherhobenem Arm dort herausgeführt. Darum hat es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht, den Sabbat zu halten.**
- 16. Ehre deinen Vater und deine Mutter, wie es dir der Herr, dein Gott, zur Pflicht gemacht hat, damit du lange lebst und es dir gut geht in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt.**
- 17. Du sollst nicht morden,**
- 18. du sollst nicht die Ehe brechen,**
- 19. du sollst nicht stehlen,**
- 20. du sollst nicht Falsches gegen deinen Nächsten aussagen,**
- 21. du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen und du sollst nicht das Haus deines Nächsten begehren, nicht sein Feld, seinen Sklaven oder seine Sklavin, sein Rind oder seinen Esel, nichts, was deinem Nächsten gehört.**

Bearbeiter: Dr. Gisela Friesecke, Bonn

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.
<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DER MENSCH ALS GOTTES SCHÖPFUNG



Michelangelo (1475-1564), „Die Beseelung Adams“,
Ausschnitt aus dem Deckenfresko der Sixtinischen Kapelle im Vatikan

Die Bibel ist das in der Welt am weitesten verbreitete Buch. Die Bezeichnung kommt aus dem griechischen Wort für Bücher. Die Bibel enthält viele kleinere Bücher, aufgeteilt in das Alte Testament (AT) und das Neue Testament (NT). Das Alte Testament wurde vor Christi Geburt in hebräischer Sprache aufgezeichnet und ist als Gottes Wort für das Judentum wie für das Christentum von Bedeutung. Das in griechischer Sprache verfasste Neue Testament stammt aus der Zeit nach Christi Geburt. Es übermittelt die Botschaft Christi und prägt das Christentum.

Die Bibel beginnt mit dem Alten Testament und dort mit dem ersten der fünf Bücher Mose: „1. Mose“. Es wird auch „Genesis“ (= Schöpfung) genannt, weil es in seinem ersten Kapitel (Gen.1 bzw. 1.Mose 1) allgemeine Aussagen über die Erschaffung der Welt enthält. In den Versen 26-29 finden sich Aussagen darüber, wozu Gott den Menschen geschaffen hat und damit Vorgaben zum Verhältnis des Menschen zur Welt und zur Gestaltung des eigenen Lebens.

Das zweite Kapitel desselben Buches, also Gen. 2 bzw. 1.Mose 2, beschreibt besonders die Erschaffung des Menschen, aber in einem auf den wesentlichen Kern dieses Schöpfungsaktes reduzierten Bild, aus dem sich zugleich das Fundament des Wesens des Menschen ergibt: Geist und Körper.

1.1 Der Autor der Bibelstelle: Mose

Nach Mose sind die ersten fünf Bücher der Bibel benannt. Mose, der um die Mitte des 13. Jh. v. Chr. der Anführer der als Sklaven in Ägypten lebenden Israeliten wurde, hatte eine besonders intensive prophetische Beziehung zu Gott. Er war am Hofe des Pharao, des Königs von Ägypten, aufgewachsen und konnte lesen und schreiben.

Weil die Israeliten sich sehr stark vermehrten, hatte der Pharao die Ermordung aller männlichen israelitischen Säuglinge angeordnet. Moses Mutter setzte den Säugling aus, und zwar so, dass die Tochter des Pharao auf ihn treffen musste. Aus Mitleid nahm diese ihn bei sich auf. Als Mose herangewachsen war, erschlug er einen Ägypter, weil dieser einen Israeliten geprügelt hatte. Er musste fliehen und kam ins Land Midian, das Gebiet südlich vom heutigen Palästina, wo er eine der Töchter des dortigen Priesters Jitro heiratete. Die Bibel berichtet über sein weiteres Schicksal:

Mose weidete die Schafe und Ziegen seines Schwiegervaters Jitro, des Priesters von Midian. Eines Tages trieb er das Vieh über die Steppe hinaus und kam zum Gottesberg Horeb. Dort erschien ihm der Engel des Herrn in einer Flamme, die aus einem Dornbusch emporschlug. Er schaute hin. Da brannte der Dornbusch und verbrannte doch nicht. Mose sagte: Ich will dorthin gehen und mir die außergewöhnliche Erscheinung ansehen. Warum verbrennt denn der Dornbusch nicht? Als der Herr sah, dass Mose näher kam, um sich das anzusehen, rief Gott ihm aus dem Dornbusch zu: „Mose, Mose!“ Er antwortete: „Hier bin ich.“ Der Herr sagte: „Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden.“
(2.Buch Mose 3, 1-5)

Beim brennenden Dornbusch erhielt Mose den Auftrag, das Volk Israel aus der ägyptischen Sklaverei mit Gottes Hilfe herauszuführen. Unterstützt durch die von Gott gesandten ägyptischen Plagen gelang die Befreiung. Weil das Volk Israel kein genügendes Gottvertrauen hatte und den durch Mose übermittelten Anweisungen Gottes nicht gehorchte, musste es 40 Jahre durch die Wüste wandern, bis alle, die aus Ägypten aufgebrochen waren, und zuletzt auch Mose gestorben waren.

Wir wissen wenig darüber, wie Menschen die Schöpfungsberichte und andere Texte des Alten Testaments erhalten haben. In der Wanderzeit kann Mose seine Offenbarungen aufgeschrieben oder – vielleicht seinem jungen Gehilfen und späteren Nachfolger Josua – diktiert oder einfach nur mündlich weitergeben haben, natürlich nicht vollständig; er kann z.B. nicht seinen eigenen Tod geschildert haben.

Im 5. Buch Mose (31,9) heißt es von der Gesetzgebung ausdrücklich: „**Mose schrieb diese Weisung auf und übergab sie den Priestern.**“ Deren Nachkommen sollten sie später, nach der Sesshaftwerdung im verheißenen Land, regelmäßig „**vor ganz Israel laut vortragen**“, damit das Volk sie auswendig lerne (31,12). Danach ein weiterer Hinweis auf die schriftliche Niederlegung des ganzen von Mose vermittelten Gesetzes: „**Als Mose damit zu Ende war, den Text dieser Weisung in eine Urkunde einzutragen, ohne etwas auszulassen, befahl Mose den Leviten, die die Lade des Bundes des Herrn trugen: Nehmt diese Urkunde der Weisung entgegen und legt sie neben die Lade des Bundes des Herrn eures Gottes! Dort diene sie als Zeugnis gegen euch**“ (31.24 ff.). In der Bundeslade, einer mit Gold überzogenen Holzlade, waren nur die beiden Steintafeln mit den Zehn Geboten, die Mose auf dem Berg Sinai von Gott erhalten hatte (u.a. 5.Mose,10, 1-5; s. Kapitel „Die Zehn Gebote“).

Wahrscheinlich wurden Überlieferungen jeder Art, aber besonders religiösen Inhalts, über Generationen mündlich genau weitergegeben, vor allem in der Familie. Im antiken Orient war, wie im Altertum überall, die Gedächtniskraft der Menschen und die Bedeutung und das Ansehen mündlicher Überlieferung viel größer als heute.

1.2 Einführung in die Bibelstelle

Die Aussagen im ersten Buch Mose 2, 4b – 25 werden oft als „zweiter Schöpfungsbericht“ bezeichnet. Tatsächlich handelt es sich aber um den zweiten Teil des einen Schöpfungsberichts, um die Fortsetzung mit einer besonderen Beschreibung der Erschaffung des Menschen, nachdem sie im ersten Teil in den Gesamtrahmen der Schöpfung eingeordnet worden ist. Die körperliche Erschaffung des Menschen wird hier in einem einfachen Bild dargestellt (Vers 7), das aber alles enthält, was dem Menschen zu wissen nötig ist, nämlich dass er ein Geschöpf Gottes ist und es ihn ohne Gottes Schöpfungsakt nicht gäbe, und dass Gott bei der Erschaffung des Menschen bereits vorhandenes Material verwendet hat.

1.3 Die Bibelstelle: 1. Mose 2, 4b-25

Das Paradies:

4b Zur Zeit, als Gott, der Herr, Erde und Himmel machte,

5 gab es auf der Erde noch keine Feldsträucher, und wuchsen noch keine Feldpflanzen; denn Gott, der Herr, hatte es auf der Erde noch nicht regnen lassen, und es gab noch keinen Menschen, der den Ackerboden bestellte;

6 aber Feuchtigkeit stieg aus der Erde auf und tränkte die ganze Fläche des Ackerbodens.

7 Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.

8 Dann legte Gott, der Herr, in Eden, im Osten, einen Garten an und setzte dorthin den Menschen, den er geformt hatte.

9 Gott, der Herr, ließ aus dem Ackerboden allerlei Bäume wachsen, verlockend

anzusehen und mit köstlichen Früchten, in der Mitte des Gartens aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Böse.

10 Ein Strom entspringt in Eden, der den Garten bewässert; dort teilt er sich und wird zu vier Hauptflüssen.

11 Der eine heißt Pischon; er ist es, der das ganze Land Hawila umfließt, wo es Gold gibt.

12 Das Gold jenes Landes ist gut; dort gibt es auch Bdelliumharz und Karneolsteine.

13 Der zweite Strom heißt Gihon; er ist es, der das ganze Land Kusch umfließt.

14 Der dritte Strom heißt Tigris; er ist es, der östlich an Assur vorbeifließt. Der vierte Strom ist der Eufrat.

15 Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und hüte.

16 Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen:

17 doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon isst, wirst du sterben.

18 Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht.

19 Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde.

Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so soll es heißen.

20 Der Mensch gab den Namen allem Vieh, den Vögeln des Himmels und allen Tieren des Feldes. Aber eine Hilfe, die dem Menschen entsprach, fand er nicht.

21 Da ließ Gott, der Herr, einen tiefen Schlaf auf den Menschen fallen, so dass er einschlief, nahm eine seiner Rippen und verschloss ihre Stelle mit Fleisch.

22 Gott, der Herr, baute aus der Rippe, die er vom Menschen genommen hatte, eine Frau und führte sie dem Menschen zu.

23 Und der Mensch sprach:

Das endlich ist Bein von meinem Bein / und Fleisch von meinem Fleisch./ Frau soll sie heißen; / denn vom Mann ist sie genommen.

24 Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch.

25 Beide, Adam und seine Frau, waren nackt, aber sie schämten sich nicht voreinander.

1.4 Hinweise auf verwandte Bibelstellen

1,1 / 7; 1,26f / 24; Mt 19,5; Mk 10,8; Eph 5,31; 1 Kor 6,16.

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Prof. Dr.-Ing. Werner Gitt – Biographisches

Prof. Gitt, geboren 1937 in Ostpreußen, Ingenieurstudium an der Technischen Hochschule Hannover, Promotion zum Dr.-Ing. an der Technischen Hochschule Aachen. Von 1971 bis 2002 leitete er den Fachbereich Informationstechnologie bei der Physikalisch-Technischen Bundesanstalt (PTB) in Braunschweig. 1978 wurde er zum Direktor und Professor bei der PTB ernannt. Er hat sich während seines Berufslebens mit wissenschaftlichen Fragestellungen aus den Bereichen Informatik, numerische Mathematik und Regelungstechnik beschäftigt und die Ergebnisse als Originalarbeiten publiziert. Außerdem hat er mehrere Bücher zu dem Themenkreis Naturwissenschaft und Bibel geschrieben. Er hält zahlreiche Vorträge im In- und Ausland. Er ist seit 1966 verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.

Eine Auswahl seiner Buchtitel:

- Fragen, die immer wieder gestellt werden
- Wenn Tiere reden könnten
- Signale aus dem All – Wozu gibt es Sterne?
- Am Anfang war die Information
- Faszination Mensch
- Das biblische Zeugnis der Schöpfung
- So steht's geschrieben
- Und die anderen Religionen?

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Werner Gitt stellt in einem Beitrag zur idea-Dokumentation 8/2000 unter dem Titel „**Ich danke dir, dass ich so wunderbar gemacht bin**“ (Ps.139,14) dem einfachen Bild der Bibel von der Erschaffung des Menschen die naturwissenschaftliche Beschreibung einiger kleiner und dennoch ungeheuer komplexer Teile des menschlichen Körpers gegenüber. Gitt vermittelt so einen Eindruck, wie unermesslich verwickelt und fein, für das menschliche Denkvermögen kaum fassbar, der menschliche Körper gestaltet ist. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist die moderne Wissenschaft der Humanbiologie tief in die Einzelheiten des menschlichen Organismus eingedrungen und hat Zusammenhänge aufgedeckt, die in das Bildungsgut der Allgemeinheit gehören. Die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sind über jeden Zweifel erhaben. Gitt betrachtet die modernen Erkenntnisse der Humanbiologie auch aus philosophischer und theologischer Sicht.

2.3 Spiegelungstext: „Ich danke dir, dass ich so wunderbar gemacht bin.“

Wussten Sie, dass wir Menschen in jedem Bluttröpfchen 250 Millionen rote Blutkörperchen besitzen?

In seiner Lebenszeit (ca. 100 Tage) erfüllt dieses hochspezialisierte Transportschiffchen eine äußerst wichtige Aufgabe: 175000mal wird Sauerstoff und Kohlendioxid auf- bzw. abgeladen. Die roten Blutkörperchen (Erythrozyten) haben eine Größe von nur knapp einem tausendstel Millimeter. Würde man alle 25 Billionen Erythrozyten, die wir in den etwa 5 Liter Blut haben,

nebeneinander legen, so wäre damit (beim Mann) eine Fläche von 1100 Quadratmetern bedeckt. Das ist eine Fläche, die etwa einem Sechstel eines Fußballfeldes entspricht. Menschliche Erythrozyten sind flache, runde, in der Mitte eingedellte kernlose Scheibchen, deren Durchmesser bei einem mittleren Wert von 7,5 nm (Normocyt) liegen. Die charakteristische Form der roten Blutkörperchen ist deswegen so ausgeführt, damit für die Diffusion eine große Oberfläche zustande kommt. Diese eigentümliche Form ist auch noch für einen anderen Zweck optimal: Die Erythrozyten lassen sich in engen und gekrümmten Kapillarabschnitten leicht verformen. Sie können sogar in solche Gefäße eintreten, deren lichte Weite kleiner ist als der mittlere Erythrozytendurchmesser. Bemerkenswert ist auch die Neubildung der roten Blutkörperchen: Von den 25 Billionen werden rund 0,8 % in 24 Stunden erneuert. Das bedeutet eine Neubildungsrate von 140 Millionen in jeder Minute.

Wussten Sie, dass die menschliche Niere mit ihren 120-160 g Gewicht eine komplexe physikalisch-chemische Fabrik darstellt?

Die beiden Nieren, die für die Reinigung des Blutes unentbehrlich sind, liegen in der Lendengegend beiderseits der Wirbelsäule. Sie regeln den Wasserhaushalt und den Salzgehalt des Blutes und scheiden die Abbauprodukte des Eiweißstoffwechsels (Harnstoff und Harnsäure) sowie Giftstoffe aus. Zu diesem Zweck findet eine besonders reichliche Durchblutung der Nieren statt. Pro Minute strömen etwa 0,75 bis 1,2 Liter Blut – das ist das 3,5fache des Eigengewichtes – durch die Nieren. Der Wert für die spezifische Durchblutung $[(1200 \text{ ccm Blut/min})/(280 \text{ g Nierengewicht}) = 4,3 \text{ ccm/g} \cdot \text{min}]$ liegt beträchtlich über dem der anderen größeren Organe wie Gehirn, Leber oder Herzmuskel. Über zwei Millionen Nierenkörperchen (Glomeruli) und zwei Millionen Nierenschleifen mit einer Gesamtlänge von fast 100 Kilometern tragen zu einem ausgeklügelten physikalischen Filterprozess bei (molekulare Siebung). Der tägliche Blutdurchfluss beträgt 1500 Liter; das ist das 300fache der Gesamtblutmenge des Menschen. In den Nierenkörperchen werden täglich 150 Liter Ultrafiltrat (Primärharn, Urharn oder Vorharn) ausgeschieden. Diese Menge ist nötig, um die harnfähigen Stoffe durch die Kapillarwände hindurchzubringen. Würde diese riesige Menge (etwa 18 Eimer!) direkt ausgeschieden, so wäre der Wasserverlust gravierend. So hat sich der Schöpfer ein raffiniertes Prinzip ausgedacht: Auf dem weiteren Weg durch die Nierenkanälchen werden Wasser, Zucker und NaCl zurückgewonnen und wieder dem Blut zugeführt. Die Rückgewinnung liegt bei einem Verhältnis von etwa 100:1, so dass nur 1 bis 1,6 Liter Harn abgeführt werden müssen.

Auf der Schnittfläche der Niere erkennt man eine äußere körnige Rindenschicht und eine strahlig gestreifte innere Markscheide. Das Nephron stellt die kleinste Arbeitseinheit der Nierenrinde dar. Es besteht aus dem Nierenkörperchen (Glomerulus) mit der zu- und abführenden Blutleitung (Arteriolen), dem Nierenkanälchen sowie dem Sammelrohr. Die Nierenkörperchen haben von der äußeren Gestalt her eine körnerartige Struktur. Sie stellen aber eine äußerst ideenreiche verfahrenstechnische Apparatur dar: Die ankommende Blutleitung (Vas afferens* 20-50 nm Durchmesser) fächert sich in ein Knäuel feinsten Blutgefäße auf, die einen Durchmesser von nur 7 nm = 0,007 mm haben. Alle diese feinen Äderchen (ca. 30 Schlingen) bündeln sich dann wieder zu einer einzigen abgehenden Blutleitung (Vas efferens). Dieses System allein ist schon herstellungstechnisch ein Wunderwerk für sich. Das Knäuel der aufgefächerten Blutgefäße wird von einem doppelwandigen Becher umschlossen (Bowman-Kapsel). Diese Kapsel hat einen

Durchmesser von nur etwa 0,17 mm. Die Stelle der Kapsel, wo die zu- und abführenden Arterien einmünden, heißt Gefäßpol.

**Vas afferens, Vas efferens (lat. vas = Gefäß; afferre = hinbringen, efferre = herausbringen, fortführen): Vas afferens = aus der Arteria interlobularis kommendes und in den Glomerulus der Niere führendes Gefäß. Vas efferens = aus dem Glomerulus der Niere austretendes Gefäß.*

Aus dem Innern der Kapsel gibt es nur eine abführende Leitung; diese Stelle heißt Harnpol. Die Wand der Kapillarschlingen verhält sich wie ein Filter mit äußerst feinen Poren. Die Porengröße ist gerade so bemessen, dass Wasser und kleinmolekulare Stoffe durch die Wand dieser feinen Blutgefäße in den Kapselraum gepresst werden, während die Blutkörperchen und die großen Eiweißmoleküle nicht durchtreten können.

Durch diese geniale Konstruktion der Ultrafiltration entstehen in 24 Stunden aus 1500 Litern Blut etwa 150 Liter Ultrafiltrat (Primärurin oder Vorharn), d. h. das Blut verliert etwa 10 Prozent der Flüssigkeit. Im Anschluss an den Kapselausgang (Harnpol) befinden sich die Nierenkanälchen (Tubuli renales). In diesem Bereich findet die Wiederaufnahme (Rückresorption, Rückdiffusion) von Wasser, Traubenzucker und anderen Stoffen aus dem Primärharn statt, um sie wieder dem Blut zurückzuführen. Der von der Kapsel ausgehende Schlauch besteht aus einem gewundenen und einem sich anschließenden geraden Hauptstückteil, dem sich dann die dünne Henlesche Schleife anschließt.

Diese geht in den geraden Teil und dann in den gewundenen Teil des Zwischenstückes über. Schließlich mündet die Leitung in eine Sammelröhre ein. Die Sammelröhren enden bündelweise an Ausstülpungen der Markscheid (Nierenpapillen), die in kelchartige Erweiterungen des Nierenbeckens (Nierenkelche) eingefügt sind. Hier ergießen sie den Harn in das Nierenbecken und von dort weiter über den Harnleiter in die Harnblase.

...

Wussten Sie, dass das 1,5 kg schwere menschliche Gehirn die komplizierteste materielle Struktur des Universums ist?

Wussten Sie, dass sich in unserer Großhirnrinde 12 Milliarden Schaltelemente befinden, die sog. Neuronen?

Diese sind untereinander mit tausenden von synaptischen Verknüpfungen verbunden. So kommt man leicht auf 100.000 Milliarden (10^{14}) Synapsen. Niemand kennt die Verschaltung des Gehirns. Würde man sie kennen, so brauchte man schon wegen der Anzahl der verknüpften Bauelemente für die Darstellung des Schaltplanes mehrere Quadratmeter eng beschriebenen Papiers. 1km² sind eine Million m². Komplizierte ingenieurmäßige Konstruktionen werden auf DIN A0-Zeichnungen dargestellt. (DIN A0-Format: 841 · 1189mm = 1m²). Die Länge der Nervenfasern im Großhirn ergäbe aneinandergereiht eine Strecke von sage und schreibe 500.000 km.

Hinzu kommen noch einmal 480.000 km Nervenfasern außerhalb des Gehirns; das ist etwa die Entfernung des Mondes von der Erde.

Wussten Sie, dass das Genom des Menschen (Erbsubstanz) 3 Milliarden genetische Buchstaben enthält?

Würde man diese mit der Schreibmaschine in eine einzige Zeile schreiben, so reichte diese Buchstabenkette vom Nordpol bis zum Äquator. Würde eine gute Sekretärin mit 300 Anschlägen in der Minute an 220 Arbeitstagen pro Jahr bei einem Achtstundentag

ununterbrochen daran schreiben, so würde ihr gesamtes Berufsleben nicht ausreichen, um diese Buchstabenmenge auch nur zu tippen. Sie wäre nämlich 95 Jahre damit beschäftigt! Das verwendete Speichermedium in Form der doppelspiraligen DNS-Moleküle benötigt nur das extrem kleine Volumen von drei milliardstel Kubikmillimetern ($3 \cdot 10^{-9} \text{ mm}^3$). Hier wurde eine so immense Speicherdichte realisiert, von der die modernsten Computer noch um Zehnerpotenzen entfernt sind. Von der Speicherdichte dieses Materials wollen wir uns einmal einen anschaulichen Eindruck verschaffen: Stellen wir uns vor, wir nehmen das Material eines Stecknadelkopfes von 2 mm Durchmesser und ziehen daraus einen Draht, der denselben Durchmesser haben soll wie das DNS-Molekül. Wie lang würde dieser Draht wohl sein? Nun, er würde sage und schreibe 33mal um den Äquator reichen! Hätten Sie das gedacht?

Wussten Sie, dass ein wissenschaftlicher Programmierer im Mittel etwa 40 Zeichen Programmcode pro Tag entwerfen kann, wenn man die Zeit von der Konzeption bis zur Systempflege mit einbezieht?

Geht man nur einmal von der Menge der Zeichen im Genom des Menschen aus, so wäre für diese Programmieraufgabe ein Heer von über 8000 Programmierern erforderlich, das sein gesamtes Berufsleben nur an diesem Projekt arbeitete. Kein menschlicher Programmierer aber weiß, wie dieses Programm zu gestalten ist, das auf einem gestreckten DNS-Faden von nur einem einzigen Meter Platz hat.

Wussten Sie, dass das Speichermedium, das in jeder lebendigen Zelle vorkommt, die höchste bekannte Speicherdichte hat?

Rechnet man die Informationsmenge, die im menschlichen Genom enthalten ist, in Taschenbücher (a 160 Seiten) um, so entspricht das einer Auflage von fast 12000 Exemplaren. Vergleicht man die DNS-Methode mit der heutigen Hochintegrationstechnik, wie wir sie im 16 Megabit-Chip vorfinden, so kommen wir ins Staunen, denn im menschlichen DNS-Faden ließe sich die 1400fache Informationsmenge unterbringen.

Fragt man gar, wie viele solcher Taschenbücher in dem DNS-Volumen, das einem Stecknadelkopf entspricht, unterzubringen wären, so kommt man auf 15 Billionen Stück. Aufeinander gelegt ergäbe das einen Stapel, der noch 500mal höher wäre als die Entfernung Erde – Mond, und das sind immerhin 384.000 Kilometer. Anders ausgedrückt: Würde man diese Menge der Bücher auf alle Bewohner der Erde (5 Milliarden Menschen) verteilen, so erhielte jeder 3000 Exemplare!

Gitt schlägt in diesem Aufsatz die Brücke zum christlichen Glauben:

In den obigen Darlegungen haben wir einige Details des menschlichen Körpers näher betrachtet und haben dabei etwas von den Schöpfungsideen Gottes kennen gelernt. Auch die kompliziertesten Strukturen unseres Leibes machen noch nicht den Menschen aus, denn sie beschreiben nicht hinreichend das Phänomen Leben. Wir hätten – auch wenn wir alle medizinisch beschreibbaren Raffinessen zusammen nehmen – nur die materielle Seite des Menschen angesprochen. Der von Gott geschaffene Mensch ist mehr. „Er ward eine lebendige Seele!“ Erst durch den Odem Gottes wurde der Mensch zum lebendigen Wesen, ja zum Bilde Gottes. Seele und Geist (1 Thess 5,23; Hebr 4,12) des Menschen sind immaterielle Anteile, deren Herkunft keine Evolutionslehre angemessen deuten kann. So bleibt es bei dem Ausspruch des Psalmisten: „Ich danke dir, dass ich wunderbar gemacht bin“ (Ps 139,14).

3. Anmerkungen

Die Komplexität allein des Blutes mit den vielfältigen Aspekten der roten Blutkörperchen, ihre Entstehung und deren Steuerung, ihre Beschaffenheit, ihre komplizierte Tätigkeit und ihr Abbau nach 100 Tagen kann ein Mensch in der Gesamtheit, in einer Gesamtschau, kaum erfassen. Dazu kommen die verschiedenen weißen Blutkörperchen mit ihren unterschiedlichen Aufgaben, z.B. zur Beseitigung schädlicher Fremdbakterien im Blut, andere können die Blutbahn verlassen und ihre Schutzfunktion in den Körperzellen ausüben. Wenn wir Filme sehen, in denen diese Blutkörperchen in ihrer Bewegung mikroskopisch und schematisiert gezeigt werden sowie die „feindlichen“ Bakterien, müssen wir uns fragen: und was bin ich, der ich diese relativ kurzlebigen Blutkörperchen überdauere und auch in vielen Jahren oder Jahrzehnten immer noch derselbe bin?

Gitts Detailbeschreibungen des menschlichen Körpers würden auch – mehr oder weniger – zu anderen Lebewesen passen. Gitt weist am Schluss seiner hier wiedergegebenen Darstellungen aber auch auf die ganz andere, die immaterielle Seite des Menschen hin: seine Gottebenbildlichkeit, seine Seele, seinen Geist.

Im zitierten Bibeltext (Gen 2,7) kommt nämlich etwas hinzu, was der Gottebenbildlichkeit entspricht. In der unserem Buch zu Grunde gelegten Einheitsübersetzung heißt es, Gott blies dem aus Erde vom Ackerboden gebildeten Menschen **„in seine Nase den Lebensatem“**. In andern Übersetzungen steht statt Lebensatem: „Lebenshauch“ (Gute Nachricht), „Odem des Lebens“ (revidierte Lutherbibel) und in der Elberfelder Bibel „Atem des Lebens“ mit Hinweisen auf andere Bibelstellen, die diesen Ausdruck enthalten, z.B. Hiob 33,4: „Der Geist Gottes hat mich erschaffen und der Atem des Allmächtigen mir das Leben gegeben,“ und Sach 12,1: „der Herr, der (...) den Geist des Menschen in seinem Inneren bildet.“

In der Tat hat das hebräische Wort „ruah“, das in der Einheitsübersetzung mit „Lebensatem“ wiedergegeben wird, eine sehr vielschichtige Bedeutung, nämlich Wind, Lebenskraft des Menschen, und stimmt je nach Kontext auch mit hebräisch nāphāsch = Seele überein. Die verschiedenen Bedeutungen sind ausführlich aufgelistet und belegt unter den Stichworten „Geist“ und „Seele“ im großen Bibellexikon (Brockhaus/Brunnen) und Calwer Bibellexikon sowie mit dem Stichwort „Geist“ im Historischen Wörterbuch der Philosophie (Kapitel III, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt).

Die ergänzende Bemerkung zum Schöpfungsakt ist in der Einheitsübersetzung irreführend wiedergegeben: **„So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen.“** Das kann für alle Lebewesen gelten. Hier steht aber hebräisch „nāphāsch chajjah“, das in der ursprünglichen Lutherbibel mit „lebendige Seele“ und in der Elberfelder Bibel mit „lebende Seele“ übersetzt wird.

Diese Seele, diese Besonderheit des Menschen, die Gott in einem besonderen Schöpfungsakt schafft, schildert Werner Gitt ausführlicher in seinem Buch „Faszination Mensch“ (S. 91 bis

105). Er weist auf die Arbeit des australischen Gehirnforschers und Nobelpreisträgers Sir John Eccles hin, der den materialistischen Monismus, nach dem der Mensch ausschließlich ein körperliches Wesen sein soll, widerlegt habe. Eccles vertrete „bezüglich des Menschenbildes den Dualismus“, nach dem der Mensch zwei gegensätzlichen Seinsbereichen angehört: Körper und Geist (S.91).

„Erst durch den von Gott in den materiellen Körper hineingeblasenen immateriellen Geist wird dieses Geschöpf zum Menschen. Es ist zu beachten, dass dieser Geist nicht mit dem Heiligen Geist zu verwechseln ist. Weiterhin sei darauf hingewiesen, dass der nicht materielle Teil, von dem Eccles spricht und den er ‚Geist‘ nennt, in biblischer Bezeichnungsweise die Seele meint“ (S.96).

Eccles nennt diese immaterielle Seite des Menschen auch „selbstbewusster Geist“ (Karl R. Popper/John C. Eccles: „Das Ich und sein Gehirn“, S. 645 – 665). In der Tat: Die gedankliche Vertiefung in das eigene Ich, in die Frage, was bin ich, was ist das, was beim Verlauf allen körperlichen Wandels dasselbe bleibt, das auch in zehn Jahren, ja mein ganzes Leben hindurch dasselbe ist? Dieses substanzhaft Bleibende ist das Bewusstsein vom eigenen Selbst. Darin sah der Philosoph René Descartes (1596 – 1650) die unbezweifelbare Grundlage aller Erkenntnis: „Ich denke, also bin ich.“

Diese Vorstellung vom eigenen Ich macht es deutlich, dass es Gott ist, der mit seinem Hauch dem Menschen die immaterielle Seite seines Wesens eingibt, und das nicht nur bei der Schaffung des ersten Menschen als einer Art Prototyp der menschlichen Gattung, sondern bei der Schaffung jedes einzelnen weiteren Menschen. Denn dieses Selbstbewußtsein ist unteilbar und kann nicht, anders als sein Körper, aus dem Körper der Eltern, aus dem Selbstbewusstsein der Eltern, hervorgegangen sein.

Gitt fragt: *„Was bedeutet es, dass der Mensch nach dem Bilde Gottes gemacht ist? Gott hat ihn nach seiner Vorstellung, nach seinen Gedanken, nach seinem Ebenbild, d.h. mit seinen >>gespiegelten<< Eigenschaften geschaffen. Er ist vorgesehen zur Gemeinschaft mit Gott, zu seinem geschätzten Gegenüber. Wir tragen seine Prägung, seine Handschrift, wir sind in sein Bild gestaltet. Er ist geschaffen zur Ehe und zur Liebe. Der Mensch sollte das Bild Gottes weitertragen, er sollte sich vermehren, sich abbilden“ (S. 99).*

Jeder Mensch ist ein Original Gottes: Gott schuf nicht nur die Gattung Mensch, sondern er hat individuelle Personen mit unterschiedlichen äußeren und inneren Merkmalen gestaltet. Neben vielen Details unterscheiden wir uns im Geburtsdatum, in Größe, Gewicht, Haut-, Augen- und Haarfarbe. Ich bin so einmalig, dass ich nicht mit dem Paß eines andern über die Landesgrenze reisen kann. Meine Sorgen und Freuden, meine Ideen, Gedanken und Gefühle sind so einmalig, dass niemand auf der ganzen Erde mir gleicht. Der deutsche Historiker Leopold Ranke (1795 – 1886) hat gesagt: >>Jeder Mensch ist ein anderer Gedanke Gottes<<“ (S. 100).

Weiterführende Literatur:

- Faller, A.: Der Körper des Menschen, 8. Aufl. 1978, Georg Thieme Verlag, Stuttgart 1978.
Feneis, H.: Anatomisches Bildwörterbuch, 5. Aufl. 1982, Georg Thieme Verlag, Stuttgart, New York.
Gitt, W.: Das biblische Zeugnis der Schöpfung, 6. Aufl. 1995, Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
Gitt, W.: In 6 Tagen vom Chaos zum Menschen, Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart
Kessel, R. G., Kardon, R. H.: Tissus and Organs: a text-atlas of scanning electron microscopy, W. H. Freeman and Company, San Francisco, 1979.
Schmidt, R. F., Thews, G.: Physiologie des Menschen, 19. Aufl. 1977, Springer-Verlag, Berlin, Heidelberg, New York.

4. Arbeitsvorschläge

1. Beschreiben Sie, soweit wie es Ihnen möglich ist, ähnlich wie Gitt, andere Beispiele für die Kompliziertheit menschlicher Organe.
2. Nennen und beschreiben Sie Abhängigkeiten unterschiedlicher Lebewesen voneinander.
3. Was verstehen Sie unter Einzigartigkeit des Ich?
4. Lesen Sie Matthäus 25, 14 - 30 und ziehen Sie daraus Konsequenzen für das Leben des einzelnen Menschen.
5. Lesen Sie Matthäus 20, 1 – 16. Ist dieses Gleichnis mit dem vorigen vereinbar?
6. Beschreiben Sie Zusammenhänge im Leben, in denen der Mensch unvertauschbar ist, z.B. beim frühen Tod eines „perfekten“ Zwillings.

5. Quellen

- Werner Gitt, „Ich danke dir, dass ich so wunderbar gemacht bin“(Ps. 139,14)“ in idea-Dokumentation 8/2000, S. 42 - 46)
- Werner Gitt, „Faszination Mensch“, Bielefeld, CLV, 2003
- Karl R. Popper/John C. Eccles: „Das Ich und sein Gehirn“, 1977, ISBN-3-492-21096-1

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Bearbeiter: Wolfram Ellinghaus, Harsewinkel

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.
<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DER SÜNDENFALL DES MENSCHEN



Michelangelo (1475-1564): „Sündenfall und Vertreibung des Menschen“ (Ausschnitt)

Der Begriff „Sündenfall“ hat Eingang in die Umgangssprache gefunden und bezeichnet meist ein Fehlverhalten mit schwerwiegenden Folgen, ohne dabei den christlichen Bezug herauszustellen. Immer wieder verwenden die Medien diesen Begriff, um schadenbringendes Vorgehen von Politikern zu kritisieren. Sein Ursprung findet sich in der Bibel. Sie beschreibt den ersten Sündenfall, den Ungehorsam von Adam und Eva gegenüber Gottes Gebot, keine Früchte von einem bestimmten Baum zu essen. Die Folge des Ungehorsams war die Vertreibung aus dem Paradies.

1.1 Der Autor der Bibelstelle: Mose

Angaben über Mose finden sich im vorherigen Beitrag „Der Mensch als Gottes Schöpfung“.

1.2. Einführung in die Bibelstelle

Der Bericht über den Sündenfall des Menschen im Paradies schließt eng an den Bericht über die Erschaffung des Menschen an, weil sich darin die Grundprobleme seines Daseins und sein Verhältnis zu Gott und zur Welt anschaulich zeigen, seine Entscheidungsfreiheit und

Eigenverantwortung sowie Gottes vollkommenes oder von ihm selber eingeschränktes Vorherwissen.

1.3 Der Fall des Menschen: Gen 3,1 – 24

3,1 Die Schlange war schlauer als alle Tiere des Feldes, die Gott, der Herr, gemacht hatte. Sie sagte zu der Frau: hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?

2 Die Frau entgegnete der Schlange: Von den Früchten der Bäume im Garten dürfen wir essen;

3 nur von den Früchten des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: Davon dürft ihr nicht essen, und daran dürft ihr nicht rühren, sonst werdet ihr sterben.

4 Darauf sagte die Schlange zur Frau: Nein, ihr werdet nicht sterben.

5 Gott weiß vielmehr. Sobald ihr davon esst, gehen euch die Augen auf, ihr werdet wie Gott und erkennt Gut und Böse.

6 Da sah die Frau, dass es köstlich wäre, von dem Baum zu essen, dass der Baum eine Augenweide war und dazu verlockte, klug zu werden. Sie nahm von seinen Früchten und aß; sie gab auch ihrem Mann, der bei ihr war, und auch er aß.

7 Da gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, dass sie nackt waren. Sie hefteten Feigenblätter zusammen und machten sich einen Schurz.

8 Als sie Gott, den Herrn, im Garten gegen den Tagwind einherschreiten hörten, versteckten sich Adam und seine Frau vor Gott, dem Herrn, unter den Bäumen des Gartens.

9 Gott, der Herr, rief Adam zu und sprach: Wo bist du?

10 Er antwortete: Ich habe dich im Garten kommen hören; da geriet ich in Furcht, weil ich nackt bin, und versteckte mich.

11 Darauf fragte er: Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen, von dem zu essen ich dir verboten habe?

12 Adam antwortete: Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben, und so habe ich gegessen.

13 Gott, der Herr, sprach zu der Frau: Was hast du da getan? Die Frau antwortete: Die Schlange hat mich verführt, und so habe ich gegessen.

14 Da sprach Gott, der Herr, zur Schlange: Weil du das getan hast, bist du verflucht / unter allem Vieh und allen Tieren des Feldes: / Auf dem Bauch sollst du kriechen / und Staub fressen alle Tage deines Lebens.

15 Feindschaft setze ich zwischen dich und die Frau, / zwischen deinem Nachwuchs und ihrem Nachwuchs. / Er trifft dich am Kopf, / und du triffst ihn an der Ferse.

16 Zur Frau sprach er: Viel Mühsal bereite ich dir, sooft du schwanger wirst. / Unter Schmerzen gebierst du Kinder. / Du hast Verlangen nach deinem Mann; / er aber wird über dich herrschen.

17 Zu Adam sprach er: Weil du auf deine Frau gehört und von dem Baum gegessen hast, von dem zu essen ich dir verboten hatte. So ist verflucht der Ackerboden deinetwegen. / Unter Mühsal wirst du von ihm essen / alle Tage deines Lebens.

18 Dornen und Disteln lässt er dir wachsen, / und die Pflanzen des Feldes musst du essen.

19 Im Schweiß deines Angesichts / sollst du dein Brot essen, / bis du zurückkehrst zum Ackerboden; / von ihm bist du ja genommen. / Denn Staub bist du, zu Staub musst du zurück.

20 Adam nannte seine Frau Eva (Leben), denn sie wurde die Mutter aller Lebendigen.

21 Gott, der Herr, machte Adam und seiner Frau Röcke aus Fellen und bekleidete sie damit.

22 Dann sprach Gott, der Herr: Seht, der Mensch ist geworden wie wir; er erkennt Gut und Böse. Dass er jetzt nicht die Hand ausstreckt, auch vom Baum des Lebens nimmt, davon isst und ewig lebt!

23 Gott, der Herr, schickte ihn aus dem Garten von Eden weg. Damit er den Ackerboden bestellte, von dem er genommen war.

24 Er vertrieb den Menschen und stellte östlich des Gartens von Eden die Kerubim auf und das lodernde Flammenschwert, damit sie den Weg zum Baum des Lebens bewachten.

Verwandte Bibelstellen: 1.Joh. 8,44; Offb 12,9 * 3:2,17 * 6: Weish 2,23f; Sir 25,24.

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Gerhard von Rad – Biographisches



Der evangelische Theologe Gerhard von Rad (1901 – 1971) hat in seiner umfangreichen „Theologie des Alten Testaments“ eine ausführliche Exegese der Sündenfallgeschichte vorgenommen. Gerhard von Rad, geboren 21.10.1901 in Nürnberg, studierte 1921 – 25 evangelische Theologie in Erlangen und Tübingen. Er engagierte sich in der Widerstandsbewegung „Bekennende Kirche“. Trotz seines Herzleidens wurde er 1944 eingezogen. Nach amerikanischer Kriegsgefangenschaft konnte er noch 1945 seine wissenschaftliche Arbeit in Göttingen wiederaufnehmen. Ab 1949 war der berühmte Theologe Hochschullehrer in Heidelberg, wo er u.a. sein Hauptwerk „Theologie des Alten Testaments“ verfasste, wobei ihn drei zentrale Gedanken leiteten: Das kritische Nacherzählen der biblischen Texte, die Überlieferungsgeschichte sowie die innerbiblische Traditionsgeschichte. Er starb am Reformationstag 1971.

(Auszug aus der „Startseite >Presse >Publikationen >unispiegel> Juli – September 3/2001)

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Von Rad schreibt wie viele andere Exegeten das Buch Genesis unterschiedlichen Quellen zu, die sich äußerlich u.a. durch die Gottesbezeichnung unterscheiden: „Elohim“, in deutschen Bibeln in der Regel mit „Gott“ wiedergegeben, und „Jahwe“, „der Herr“. Die Abschnitte

Genesis 1,1 – 2,4, genannt „Priesterschrift“, benutzen Elohim. Die Abschnitte Gen 2,4b – 6,8 werden „Jahwist“ genannt, weil darin für Gott die Bezeichnung „Jahwe“ gewählt ist. Nach von Rad stellt die Priesterschrift die menschliche Urgeschichte sehr viel knapper dar. Detaillierte Berichte wie der vom Sündenfall sind für den Jahwisten charakteristisch. Meist werden die Abkürzungen J und P benutzt.

Diese Unterschiede brauchen den Offenbarungscharakter eines biblischen Berichts nicht zu beeinträchtigen. Selbst wenn die Offenbarung einem einzigen Menschen zuteil geworden ist, z.B. Mose, dann kann er schwerlich alles vollständig selber aufgeschrieben haben (vergl. 1.1 im Kapitel „Der Mensch als Gottes Schöpfung“). Da ist es natürlich, dass die dadurch notwendigen Schreiber sich sprachlich, stilistisch unterscheiden. Inhaltlich unterschiedliche Schwerpunkte können dadurch bedingt sein, dass Gott Mose seine Offenbarungen zu verschiedenen Zeiten zuteil werden ließ und dabei selber schon unterschiedliche Schwerpunkte setzte.

Für von Rad wie für andere Exegeten ist „Der Einbruch der Sünde und ihr Überhandnehmen“ (Untertitel S. 167) in seiner Allgemeinheit nicht nur das singuläre Ereignis der Verbotsübertretung Adams und Evas im Paradies, vielmehr wird die Abkehr von Gott bei ihren Nachkommen immer entschiedener. Schon ihr erster Sohn Kain erschlug seinen jüngeren Bruder Abel aus Eifersucht, weil dieser Gott offensichtlich lieber war (Gen 4,1 – 8). Die Missachtung von Gottes Schöpfungsordnung unter den zahlreicher werdenden Menschen (Gen 6,1 – 4) setzt sich dann sogar nach der Sintflut fort und erreicht ihren vorläufigen Höhepunkt mit dem in maßloser Verblendung unternommenen Versuch, durch den Bau eines Turmes Gott ebenbürtig zu sein.

2.3 Spiegelungstext: „Theologie des Alten Testaments“ (Auszug)

„Dieser Entwurf einer Urgeschichte der Menschen ist so inhaltsreich, dass er nicht nur unter einem Gesichtspunkt, sondern immer zugleich unter mehreren gelesen werden muss. Im Folgenden sind drei hervorgehoben: der theologische, der anthropologische und der kulturgeschichtliche.

2.3.1.1 Der theologische Gesichtspunkt

1. Im Vordergrund steht natürlich der theologische, d.h. es soll in dem Erzählungszusammenhang vor allem anschaulich werden, was die Menschen in bezug auf Gott getan haben und wie Gott auf die immer schwerere Verletzung seiner Ordnung reagiert hat. Es begann damit, dass die Menschen die Frucht vom Baum der Erkenntnis gebrochen haben. Gott hatte in väterlicher Gesinnung den Menschen alle denkbaren Wohltaten zugeordnet; es war aber sein Wille, dass auf dem Gebiet der Erkenntnis eine Grenze zwischen ihm und dem Menschen gewahrt bliebe. Unter der „Erkenntnis von Gut und Böse“ versteht der Erzähler gemäß dem hebräischen Sprachgebrauch freilich viel mehr als nur den

intellektuellen Vorgang. Mit dem hebräischen Wort für Gut und Böse ist zugleich die Erfahrung von allem und das Mächtigwerden aller Dinge und Geheimnisse gemeint, denn gut und böse ist hier nicht einseitig im moralischen Sinne, sondern in der Bedeutung von „allem“ zu verstehen. So ist der Mensch aus der Einfalt des Gehorsams Gott gegenüber herausgetreten, indem er sein Wesen nach Gott hin auszuweiten, indem er eine göttliche Lebenssteigerung jenseits seiner geschöpflichen Grenzen gesucht hat, d.h. indem er werden wollte wie Gott. Damit hat sich der Mensch das Leben in dem Wonnegarten und in der Nähe Gottes verscherzt. Geblieben ist ihm ein Leben in Mühsal und unter zermürbenden Rätseln, verstrickt in einen hoffnungslosen Kampf mit der Macht des Bösen und am Ende unweigerlich dem Tod verfallen. Der Sohn dieses Paares hat seinen Bruder erschlagen, weil er ihm das Wohlgefallen Gottes neidete. Aber Gott hat den Klageruf des vergossenen Blutes gehört und den Mörder von dem fruchtbaren Ackerland weg verflucht. So zog Kain „weg vom Angesicht Jahwes“. Völlig vogelfrei hat allerdings Gott den brudermörderisch gewordenen Menschen nicht werden lassen; auch sein Leben hat er noch in ein geheimnisvolles Schutzverhältnis einbezogen (Gen. 4, 15). Bei den Nachfahren Kains ist allerdings, nachdem durch die Schmiede das Schwert in die Geschichte der Menschen eingetreten war, der Durst nach Rache und Vergeltung ins Maßlose angewachsen. Aber noch eine größere Katastrophe hatte sich ereignet:

Die Elohimwesen (nach Gen 6,1f und Hi 1,6 gehören sie zur Umgebung Gottes) der oberen Welt Gottes hatten sich mit den Menschen vermischt, und damit hatte sich eine neue Zerstörung der schöpfungsmäßigen Ordnungen ereignet, die Jahwe den Menschen gesetzt hatte. Diese Katastrophe war schwerer als alle vorigen; sie war ja viel mehr als eine innermenschliche Angelegenheit, denn nun war die Grenze zwischen den Menschen und den oberen göttlichen Wesen niedergelegt. Auf diese Entartung seiner ganzen Schöpfung hin entschloß sich Jahwe, die Menschheit im Gericht der Sintflut zu vertilgen. Nur einen hat er bewahrt, und der neuen, von Noah abstammenden Menschheit hat Jahwe den Bestand der natürlichen Ordnungen feierlich garantiert, obwohl er auch diese nachsintflutliche Menschheit als „böse von Jugend an“ erkannt hatte. Diese tragende Geduld Gottes wird also vom Menschen zunächst in dem Bestand der natürlichen Ordnungen der Welt erfahren. Aber zuletzt hat Jahwe sich doch entschließen müssen, die Einheit der Menschen zu zerschlagen. Ihr Riesenturm, den sie zu errichten begonnen hatten, war zwar noch nicht vollendet, es war also nichts neues Katastrophales geschehen: aber Jahwe sah, dass diese ihrer Kräfte bewusst gewordene Menschheit vor nichts mehr zurückschrecken würde; und so hat er, um Schlimmstes zu verhüten, die Sprache „verwirrt“, d.h. die Menschheit in Völker, die sich nicht mehr verstehen, aufgeteilt“ (S. 168 f.).

2.3.1.2 Erläuterung

Mit der Aussage „der Mensch“, also Adam, sei aus dem Gehorsam „herausgetreten, indem er sein Wesen nach Gott hin auszuweiten (...) gesucht hat, d. h. indem er werden wollte wie Gott“ (S. 168f), unterstellt von Rad dem Adam selber die aktive Rolle, die Initiative beim Sündenfall. Das Verbot, von dem Baum der Erkenntnis zu essen, hatte Gott nur Adam mitgeteilt, weil Eva noch gar nicht da war. Somit war er für die Beachtung des Gebots

verantwortlich, und er hatte es auch seiner Frau pflichtgemäß weitergegeben; in ihrer Antwort an die Schlange zeigte Eva, dass sie genau Bescheid wusste. Aber ungehorsam dem ihr von ihrem Mann vermittelten Verbot Gottes pflückte sie dann eine Frucht, aß und gab auch ihrem Mann, „der bei ihr war“. Dieser Hinweis auf eine mögliche Anwesenheit Adams beim Gespräch der Schlange mit Eva findet sich in der Einheitsübersetzung und der revidierten Lutherbibel. In der alten Lutherbibel und in der Gute Nachricht Bibel, die ebenfalls ein evangelisch-katholisches Gemeinschaftswerk ist, fehlt dieser Hinweis.

Im Bibeltext ist es die Schlange, die Eva diesen Wunsch einflüstert. Es steht dort nicht einmal, dass Eva die Einflüsterung an Adam weitergegeben hätte. Er hat die Frucht leichtfertig oder gleichgültig und bequem einfach genommen und gegessen, anstatt Gottes einziges und einfaches Gebot wichtig zu nehmen und wegen unklarer Herkunft der Frucht genauer nachzufragen.

Ganz gleich wie wir die Schlange sehen, als Symbol für den inneren Versucher oder als Verkleidung des Teufels, der in vielen Bibelstellen dem Menschen als Versucher, Verhinderer, als Feind entgegentritt: Gott lässt ihm freie Hand, damit der Mensch sich bewähre. Dabei hat Adam versagt – im Gegensatz zu Jesus in der Wüste (Mt. 4,1-11 u. a.), der die Suggestionen des Teufels empört zurückweist.

Eine aktive Rolle des Adam beim Sündenfall ist durch den biblischen Text nicht gedeckt. Von Rad unterstellt Adam Wunschvorstellungen, die im biblischen Text die Schlange seiner Frau Eva einflüstert, nämlich dass „er werden wollte wie Gott“, ja dass „er eine göttliche Lebenssteigerung jenseits seiner geschöpflichen Grenzen gesucht hat.“ (v. Rad, s.o.)

2.3.2.1 Der anthropologische Gesichtspunkt

„Wie eben schon betont, unterscheidet sich J von der Darstellung von P, der ausschließlich die göttlichen Fakten vermerkt, durch die Einbeziehung des ganzen Humanum mit all seinen komplizierten Phänomenen in die Darstellung der Urgeschichte. Diese Quellschrift entstammt einer aufgeklärten Geistigkeit, in deren Blickfeld das Phänomen des Menschen mit all seinen Rätseln getreten war, und die sich vor die Aufgabe gestellt sah, begrifflich seiner mächtig zu werden. So hat sich die jahwistische Urgeschichte gerade in dieser Hinsicht bemerkenswert von der priesterschriftlichen unterschieden, und so ist sie jetzt der Darstellung der Sünde als eines menschlichen, sonderlich als eines psychologischen, ja sogar als eines somatischen Phänomens hingegen. Der Jahwist lässt vor dem Leser das Phänomen der Versuchung als einen komplizierten Vorgang verschlungener Reizungen erstehen (Gen.3,6). Auch der Fall selbst ist sonderlich im Blick auf seine Rückwirkungen auf den Menschen dargestellt: Die Scham ist das erste vorbewußte Signal eines geheimnisvollen Bruches, der nunmehr durch seine ganze Leiblichkeit geht, darauf folgt die Furcht als das zweite unheimliche Stigma des Sündenfalles. Waren diese Regungen spontan und vorbewußt, so kam es mit dem Einsetzen der bewussten Überlegung zu dem Abschieben der Schuld, und zwar bezeichnenderweise in der Richtung auf Gott hin. Die Strafworte endlich wollen elementare

Dissonanzen des menschlichen Lebensstandes als ein von Jahwe verhängtes Gericht dem Glauben verständlich machen: den Kampf mit dem Bösen, dem der Mensch einmal die Tür geöffnet hat, die widerspruchsvolle Stellung des Weibes, seine unwürdige Abhängigkeit und seine Bedrohtheit gerade bei seiner schöpferischen Funktion und schließlich den verbissenen Kampf des Mannes mit der Erde, die ihm nunmehr den leichten Ertrag ihrer Früchte verweigert. Dieses Bild des von der Sünde bestimmten Menschen wird in der Kainsgeschichte durch neue Züge vermehrt: Der Haß auf den Bruder beginnt ihn bis ins Physiognomische hinein zu entstellen (Gen 4,5), und bei Kains Nachkommen wächst die Rachsucht ins Maßlose“ (S.170 f.).

2.3.2.2 Erläuterung

Die Dynamisierung der Rolle Adams, wie sie von Rad darstellt, ist in der Theologie verbreitet. So schreibt der evangelische Theologe Emil Brunner (1889 – 1966) in „Gott und sein Rebell“ (rde 1958, S. 30): „Das erste, was uns die Bibel über die Ursünde sagt, ist, dass sie eine Rebellion des Geschöpfes gegen den Schöpfer sei. Also eine positive Negation. Sünde ist Trotz, Hochmut, das Seinwollen wie Gott, Emanzipation.“ Diese Sicht könnte auf einen Wunsch der Exegeten zurückzuführen sein, Adam zu heroisieren und zu einem prometheischen Rebellen zu machen, wie ihn Goethe vor allem in der letzten Strophe seines dem Titanen Prometheus gewidmeten Gedichts charakterisiert:

Hier sitze ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich.

Das ist geradezu ein Gegensatz zum biblischen Erscheinungsbild Adams. Er erscheint vielmehr als schwach, labil; er konnte gegenüber seiner Frau schlecht nein sagen. Er war kein aufrührerischer Rebell, der sich trotzig gegen Gott auflehnte wie Prometheus, sondern furchtsam versuchte er, sich mit seiner Frau vor Gott zu verstecken. Auch von Liebe zu Eva konnte bei Adam keine Rede sein, weil er sofort versuchte, die Schuld für seine Übertretung auf diese zu schieben, anstatt den eigenen Mangel an aufrechter Standfestigkeit zu bereuen. Es grenzt schon an Chuzpe, wenn er gar versuchte, Gott selber Schuld zuzuschieben, indem er ihm nämlich diese Frau gegeben habe. Dieser Versuch der Selbstrechtfertigung ist vergleichbar der Reaktion des dritten der drei Diener in dem Gleichnis Jesu (Mt 25,1 – 30), denen ihr Herr große Geldbeträge treuhänderisch anvertraut hatte. Der dritte Diener zeigte keine Reue für sein Fehlverhalten (vergl. Arbeitsaufgaben 4 u. 5). Auch er wird bestraft wie Adam. Ein Gegenbeispiel ist das ebenfalls von Jesus erzählte Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lk. 15,11 – 32), in dem der aufsässige Sohn reumütig zu seinem Vater zurückkehrt (vergl. dazu das später folgende Kapitel über „Die Heimkehr des verlorenen Sohnes“). Der Vater vergibt ihm freudig: **„Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen**

einzigsten Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben umzukehren“ (Lk. 15,7). Wir wissen nicht, wie die Sündenfallgeschichte weitergegangen wäre, wenn Adam, statt einen Rechtfertigungsversuch zu unternehmen, in dem auch schon ein Ansatz von Trotz enthalten ist, Reue gezeigt hätte. Mit der stellvertretenden Buße Christi hat Gott aber dem reumütigen Sünder den Weg zurück geebnet. Mit Adams durch Mangel an deutlicher Entschiedenheit bedingter Gesetzesübertretung war dann für seine Nachfahren der Bann gegenüber der Verbindlichkeit von Gottes Geboten gebrochen, und diese lehnten sich, wie von Exegeten geschildert, gegen die Herrschaft Gottes auf – bis heute.

2.3.3 Der kulturgeschichtliche Gesichtspunkt

„Grundlegend für die Existenz des Menschen ist sein Verhältnis zur fruchtbaren Ackererde. Von ihr war er ja genommen (Gen. 2,7), so war sie mit ihren Gaben die mütterliche Grundlage seines ganzen Lebens. Aber in dieses Verhältnis ist ein Bruch gekommen, eine Entfremdung, die sich in einem stummen Ringen zwischen Mensch und Ackererde äußert. Um des Menschen willen liegt ein Fluch auf ihr, und sie verweigert ihm jetzt den leichten Ertrag ihrer Früchte (Gen. 3,17 - 19). Völlig zerrüttet wurde aber das Verhältnis von Mensch und Erde, seit die Erde Bruderblut getrunken hatte (Gen. 4,10f). Eine gewisse gnädige Milderung dieses schweren Fluches scheint der Jahwist in der Kultivierung des Weinstockes gesehen zu haben, die mit Noah begann (Gen.5,29;9,20). – Die Bekleidung der ersten Menschen erscheint in doppeltem Sinne, sie ist zunächst auf den spontanen Selbstschutz des Menschen zurückgeführt, dann aber als eine Ordnung der göttlichen Barmherzigkeit verstanden, die die sich voreinander Schämenden nicht bloßgestellt haben will (Gen. 3,7,21). Gott selbst hat die Scham der Menschen verhüllt, er hat ihrem Miteinander durch diese Verhüllung eine neue Möglichkeit gegeben und damit selbst ein Grundelement der menschlichen Kultur gesetzt“ (S.172 f.) .

3. Anmerkungen

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die theologische, die anthropologische sowie auch die kulturelle Deutung des Sündenfalls, wie sie von Rad vorgenommen hat, zur formalen wie inhaltlichen Gliederung des Themenkomplexes hilfreich sein können, aber in manchen Bereichen in einander übergehen.

Versuchung ist zwar ein inneres, ein psychisches Faktum, aber immer mit einer mehr oder weniger deutlichen Beziehung nach außen. Der Gehorsam des Menschen gegenüber dem Gebot Gottes, „du sollst nicht begehren . . .“ kann durch die aktuelle Präsenz eines äußeren Objekts der Begierde auf die Probe gestellt werden, was der Teufel arrangieren kann. Dieser kann aber auch, wie die Schlange, durch verbale Suggestion Begierden wecken. Auch autosuggestive Vorstellungsinhalte haben ihren Ursprung außerhalb des Bewusstseins und können zur Versuchung werden. Gott lässt dem Teufel, wie z.B. in Ijob 1 u. 2, in erheblichem Maße freie Hand, um den Menschen zu prüfen, oder gemäß Dtn 8,2 das ganze Volk Israel auf seiner 40-jährigen Wüstenwanderung – so auch uns heute durch die zahllosen und vielfältigen Umwelteinflüsse.

Zu manchen Fragen müssen wir sagen: Wir wissen es nicht, z.B. wer in Person der Teufel ist, wer die Elohimwesen waren, oder wie, konkret und im einzelnen, Gott die Welt und den Menschen geschaffen hat. Wir müssen uns in vernünftiger und realistischer Selbstbescheidenheit gegenüber der Allmacht Gottes auf die eigenen Grenzen besinnen, anstatt wie die babylonischen bankrotten Turmbauer so zu tun, als seien wir im Besitz des absoluten Wissens, was lächerlich ist angesichts der Unendlichkeit des zu Wissenden und der Begrenztheit, Vorläufigkeit, Bruchstückhaftigkeit und immer wieder sich zeigenden Mangelhaftigkeit des tatsächlichen Gewussten.

Sprüche 12,11: „Wer seinen Acker bebaut, wird Brot in Fülle haben; wer aber nichtigen Dingen nachgeht, ist ein Tor“ (Luther Bibel).

Matthäus 19,17: „Wenn du das Leben erlangen willst, halte die Gebote“ (Das sagt Jesus auf eine entsprechende Frage und zählt einige der Zehn auf und das Liebesgebot.).

4. Arbeitsvorschläge

1. Lesen Sie das Gedicht „Prometheus“ von Goethe.
2. Wie beurteilen Sie nach der Lektüre des biblischen Berichts Adams Rolle beim Sündenfall? Halten Sie Adam für einen Rebell?
3. Warum könnte Gott, als er den Menschen schuf, ihm die Möglichkeit gegeben haben, sich gegen ihn zu entscheiden?
4. Warum ist der Mensch selber für sein Tun verantwortlich und nicht sein Schöpfer?
5. Widerspricht die Entscheidungsfreiheit des Menschen der Allmacht und Allwissenheit Gottes?
6. Nennen Sie Tätigkeiten des Menschen, die nicht seinem Willen unterliegen.

7. Woher können wir wissen, was Gott von uns erwartet?
8. Welchen Zusammenhang erkennen Sie zwischen Adam und Jesus?
9. Welche heutigen oder überzeitlichen menschlichen Handlungen und Ideen kennen Sie, die dem Turmbau zu Babel vergleichbar sind?

5. Quellen

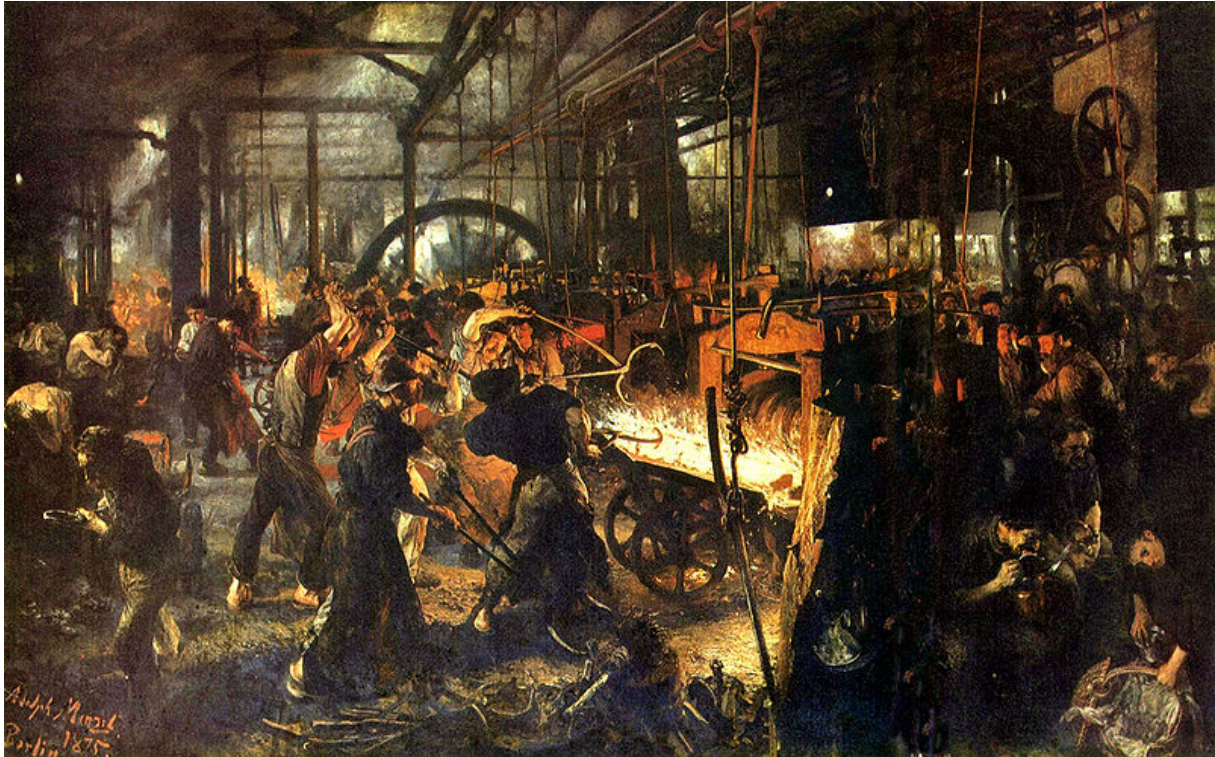
- „Theologie des Alten Testaments“ (München, 6. Aufl. 1969)

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Bearbeiter: Wolfram Ellinghaus, Harsewinkel

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.
<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DER WERT DER ARBEIT



Adolph Menzel, Das Eisenwalzwerk, 1875

Arbeit ist für alle Menschen ein wichtiger Bereich ihres Lebens. Für viele ist Arbeit ein erfüllender Lebensinhalt, für andere ein bloßes Mittel oder gar ein Übel, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. In der Politik spielt die Sicherung von Arbeitsplätzen eine herausragende Rolle. Das Ziel heißt Arbeit für alle, die arbeiten können. Damit verbunden ist die Aufgabe der Unterstützung für diejenigen, die nicht oder nicht mehr dazu in der Lage sind. Diese soziale Gemeinschaft hat es nicht immer gegeben. Die besondere Bedeutung der Arbeit bestand schon in biblischen Zeiten. An verschiedenen Stellen der Bibel erfahren wir davon.

1.1-3 Wichtige Bibelstellen mit Einführungen und Hinweisen zu den Autoren

Weder das Alte Testament noch das Neue Testament kennen eine zusammenhängende Lehre von der Arbeit, darum sollen hier einzelne Schriftstellen angeführt werden, die Aussagen über die Bedeutung der Arbeit, deren Notwendigkeit und die soziale Verpflichtung des Besitzes und des Ertrages aus der Arbeit enthalten.

Nach der Schöpfungsgeschichte im ersten Buch Mose (nähere Angaben zu Mose beim Beitrag „Der Mensch als Gottes Schöpfung“) hat Gott die Menschen zu arbeiten beauftragt. Er hat zwar nicht den Begriff Arbeit geäußert, aber er hat geboten, die Menschen sollen sich die Erde untertan machen. Der Weg zu diesem Ziel kann nur Arbeiten heißen:

„Seid fruchtbar und vermehret euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen“ (1. Mose /Genesis 1,28).

Auch der soziale Charakter des Ertrages der Arbeit wird schon im letzten der fünf Bücher Mose behandelt. Mose wendet sich an das ganze Israel und verkündet die Gebote, die Gott ihm weiterzugeben aufgetragen hat. Unter anderem steht geschrieben:

In jedem dritten Jahr sollst du den ganzen Zehnten deiner Jahreseernte in deinen Stadtbereichen abliefern und einlagern, und die Leviten, die ja nicht wie du Landanteil und Erbesitz haben, die Fremden, die Waisen und die Witwen, die in deinen Stadtbereichen wohnen, können kommen, essen und satt werden, damit der Herr, dein Gott, dich stets segnet bei der Arbeit, die deine Hände tun (5. Mose /Deut.14, 28 und 29).

Bei der Entlohnung muss Gerechtigkeit herrschen. Dies betont Tobias, ein frommer und gesetzestreuer Jude, gegenüber seinem Sohn. Deren beider Leben schildert das Buch Tobias (hebr. Tobit), ein lehrhaftes novellenartiges Buch, überwiegend im Ich-Stil geschrieben. Es zählt zu den apokryphen Büchern der Bibel. So nennt man die Bücher, die nur in der griechischen Bibelfassung, der Septuaginta, überliefert sind, die hellenistische Juden in Alexandria auf Geheiß eines Pharaos verfassten. Luther, der sich auf die hebräischen Textvorlagen stützte, hat diese Bücher nicht in seine Bibel aufgenommen, sondern als apokryph (griechisch = verborgen, dunkel) in einen Anhang verwiesen. Über den Verfasser des Buches Tobias ist nichts bekannt. Tobias erklärt:

Wenn einer für dich gearbeitet hat, dann enthält ihm seinen Lohn nicht vor bis zum nächsten Tag, sondern zahl ihn sofort aus! Wenn du Gott auf diese Weise dienst, wird man auch dir deinen Lohn auszahlen (Tobit 4, 14).

Ähnlich äußert sich der hl. Paulus. Paulus, ein griechisch gebildeter Jude aus Tarsos in der Südtürkei, war Thora-Lehrer, ehe er sich in Damaskus nach einer prägenden Gottes-Erfahrung zu Christus bekannte. Ihn, den Apostel des Evangeliums, kann man als großen Theologen des Urchristentums bezeichnen. Er wurde ein erfolgreicher Missionar, bereiste den östlichen Mittelmeerraum und gründete viele christliche Gemeinden. Über Briefe blieb er mit diesen in Verbindung. In seinem ersten Brief an die Korinther ging er auf den gerechten Lohn ein. Im zweiten seiner Briefe an die Gemeinde in Thessaloniki in Griechenland, heute Saloniki, nahm er das Thema Arbeit erneut auf. Er wies darin darauf hin, dass der Mensch die Pflicht hat, durch die Arbeit für seinen Lebensunterhalt zu sorgen:

So ist weder der etwas, der pflanzt, noch der, der begießt, sondern nur Gott, der wachsen läßt. Wer pflanzt und wer begießt: beide arbeiten am gleichen Werk, jeder

aber erhält einen besonderen Lohn, je nach der Mühe, die er aufgewendet hat. (Kor.3,7-9)

Im Namen Jesu Christi, des Herrn, gebieten wir euch, Brüder: Haltet euch von jedem Bruder fern, der ein unordentliches Leben führt und sich nicht an die Überlieferung hält, die ihr von uns empfangen habt. Ihr selbst wißt, wie man uns nachahmen soll. Wir haben bei euch kein unordentliches Leben geführt und bei niemand unser Brot umsonst gegessen; wir haben uns gemüht und geplagt, Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um keinem von euch zur Last zu fallen. Nicht als hätten wir keinen Anspruch auf Unterhalt; wir wollten euch aber ein Beispiel geben, damit ihr uns nachahmen könnt. Denn als wir bei euch waren, haben wir euch die Regel eingeprägt: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Wir hörten aber, daß einige von euch ein unordentliches Leben führen und alles mögliche treiben, nur nicht arbeiten. Wir ermahnen sie und gebieten ihnen im Namen Jesu Christi, des Herrn, in Ruhe ihrer Arbeit nachzugehen und ihr selbstverdientes Brot zu essen. (2 Thess 3, 6-12)

Sehr bekannt ist die Aussage zur Arbeit aus dem 90. Psalm. Zum Alten Testament gehört auch das Buch der Psalmen, das 150 Gebete, Lieder und Gedichte enthält. Der 90. Psalm ist ein Gebet des Mose, in dem er Gottes Größe und Ewigkeit verherrlicht, der Vergänglichkeit des Menschen gedenkt und Gottes Gnade erbittet. Darin heißt es:

Unser Leben währt siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, sind es achtzig. Das Beste daran ist nur Mühsal und Beschwer, rasch geht es vorbei, wir fliegen dahin. (Psalm 90, 10)

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Papst Johannes Paul II. – Biographisches



Papst Johannes Paul II.
(Foto: Claeßen)

Karol Wojtyla (Papst Johannes Paul II.) wurde am 28. Mai 1920 in Wadowice in Polen geboren. Sein Vater war Berufssoldat und wurde 1926 im Range eines Hauptmanns pensioniert. Kurz vor der Erstkommunion Karls starb 1929 seine Mutter und drei Jahre später sein Bruder, der sich als Assistenzarzt im Krankenhaus infiziert hatte. So war die Familie auf den Jungen und seinen Vater geschrumpft. Nach dem Abitur zogen Karol und sein Vater nach Krakau. Dort studierte er polnische Philologie. Die Eroberung Polens durch die deutsche Wehrmacht 1939 bedeutete das Ende des Studiums. Im Herbst 1940 wurden viele junge Männer von den Deutschen als Fremdarbeiter eingezogen und nach Deutschland verschleppt. Karol Wojtyla fand Arbeit in der Solvay Chemie, und zwar zuerst im Steinbruch und später im Klärwerk. In einem Gedicht, das er fünfzehn Jahre später verfasste, heißt es: „Höre den gleichmäßigen und so bekannten Rhythmus der Hammerschläge, ich übertrage ihn in die

Menschen, um die Kraft jedes Schlages einzufangen. Höre, eine elektrische Sprengladung zerschneidet den Fluss des Gesteins, und mit jedem Tag wächst in mir ein Gedanke: die ganze Größe der Arbeit liegt im Menschen.“ (Roß: Der Papst, S.33) Schon hier liegt der Gedanke zugrunde, dass die Arbeit dem Menschen wesentlich zu eigen ist und es letztlich nicht um den Fortschritt oder den Verdienst geht. Arbeit stellt für den Menschen einen eigenen Wert dar. Im Jahre 1941 stirbt der Vater Wojtylas. Im Herbst 1942 beginnt er mit dem Studium der Theologie. Er wohnt im Hause des Bischofs. Auch diese Studien geschehen im Untergrund, und die Gefahr der Deportation ist immer präsent. Am 1. November 1946 wird Karol Wojtyla zum Priester geweiht. Nach einer Zeit als Kaplan, dann als Doktorand in Rom, Pfarrer, Hochschuleseelsorger und Dozent an der Universität in Lublin wird er 1958 zum Weihbischof von Krakau geweiht und 1963 dort Erzbischof. 1967 wird er zum Kardinal erhoben, am 16. Oktober 1978 zum Papst gewählt und am 22. Oktober als Papst JOHANNES PAUL II. in sein Amt eingeführt. Er starb nach sehr langem Pontifikat von über 26 Jahren am 2. April 2005. (Anm. der Redaktion: Am 1. Mai 2011 sprach Papst Benedikt XVI. Johannes Paul II. in Rom selig.)

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Spiegelungstext ist eine Enzyklika. So werden die gedruckt herausgegebenen Rundschreiben des Papstes an seine Kirche genannt, die allgemeine Fragen der kirchlichen Lehre und Disziplin behandeln. Sie haben nicht teil an der Unfehlbarkeit, enthalten jedoch bindende Darlegungen. Sie erscheinen in lateinischer Sprache und werden nach ihren ersten beiden Anfangsworten benannt. Die Enzyklika „*Laborem exercens*“ gilt dem Thema Arbeit. Labor ist das lateinische Wort für Arbeit, exercens eine Verbform von exercere, das u.a. ausführen, betreiben heißt. Übersetzt lautet folglich der Titel der Enzyklika „Arbeit ausführend“.

Das neunzehnte Jahrhundert ist gekennzeichnet von der „industriellen Revolution“, die die Lebensformen des Menschen im städtischen Bereich tiefgreifend veränderte, während der ländliche Bereich bis in das 20. Jahrhundert weitgehend unberührt blieb. In der städtischen Gesellschaft bestimmten bis dahin das Handwerk und die Zünfte das Leben der Menschen und waren das tragende Element der Gesellschaft. Diese festgefügte Ordnung ging zugunsten der Industriegesellschaft verloren und brachte für weite Teile der Bevölkerung Not, Elend, Entwurzelung und vielfach auch Richtungslosigkeit.

Die „Industriegesellschaft“ entwickelte sich aus dem technischen Fortschritt, der die Arbeitsgänge differenzierte und vereinfachte. Vor der Einführung der Dampfmaschine wurde z.B. in Aachen, der Stadt der berühmten Tuchfabrikation, im Handwerksbetrieb alles, vom Einkauf des Rohstoffes bis zur Fertigstellung des Tuches, vom Meister nebst seinen Gesellen im eigenen Betrieb geleistet. Nun aber wurden die einzelnen Arbeitsgänge, z.B. Weben und Färben, in verschiedenen Fabriken vorgenommen und die Vermarktung dem Handel überlassen. Aus den Handwerkern wurden Fabrikarbeiter, die von den Besitzern der Fabriken in Bezug auf Lohn und Arbeitsplatz vollkommen abhängig waren. Wie bei der Ware wurde der Lohn nach Angebot und Nachfrage ausgehandelt. Die Festsetzung eines Mindestlohnes

gab es nicht. Da Frauen- bzw. Kinderarbeit weniger bezahlt wurden, wurden von vielen Fabrikbesitzern Frauen und Kinder als Arbeiter bevorzugt. Die unter Kaiser Napoleon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eingeführte Gewerbefreiheit machte das Betreiben einer Fabrik nicht mehr von Fachkenntnissen abhängig, wie es bei den Handwerksbetrieben Vorschrift gewesen war. Entscheidend war nur das Kapital zum Betreiben einer Fabrik. Da für die Herstellung keine Fachkenntnisse gefordert waren, trat eine Landflucht und eine daraus folgende Zuwanderung in die Städte ein, die zu Wohnungsnot führte. Zahlen aus der Stadt Aachen machen dies deutlich: In den Jahren 1816 bis 1861 wuchs die Bevölkerung von 32.015 auf 58.553. Während im Jahre 1816 nur 6.014 Menschen auf einer Quadratmeile wohnten, waren dies im Jahre 1861 108.983. Es wird berichtet, dass in Aachen sich oft zwei Familien mit mehreren Kindern einen Raum teilen mussten, wobei ein Kreidestrich die Trennungslinie war.

Diese Zustände verlangten eine grundlegende Änderung und für die arbeitenden Menschen eine neue Lebensperspektive. Grundlage dafür waren und sind bis heute: eine ausreichende und gerechte Belohnung der Arbeit und die soziale Sicherung des Einzelnen wie auch der Familie. Am 15. Mai 1891 veröffentlichte Papst Leo XIII. die Enzyklika „Rerum novarum“ über das gerechte Verhältnis von Arbeit zum Kapital. Da eine Enzyklika ein päpstliches Lehrschreiben für die ganze Welt ist, wurde ihr Inhalt weltweit bekannt. Das Verhältnis von Arbeit und Kapital wie auch die technischen Möglichkeiten änderten sich bzw. entwickelten sich weiter. Deshalb sahen sich im folgenden weitere Päpste dazu aufgerufen, durch Enzykliken aufzuzeigen, wie man die Probleme lösen könnte. Es handelt sich um die Enzykliken „Quadragesimo anno“ von Papst Pius XI. (1931), „Mater et Magistra“ von Papst Johannes XXIII. (1961), „Populorum progressio“ von Papst Paul VI. (1967) und „Laborem exercens“ von Papst Johannes Paul II. (1981). Da alle Aussagen der Enzykliken auf den Aussagen der vorherigen aufbauen, soll hier die letzte auszugsweise näher bekannt gemacht werden, jene Enzyklika, für die Papst Johannes Paul II. die Verantwortung trägt.

2.3 Spiegelungstext: Enzyklika „LABOREM EXERCENS“

Vorbemerkung: Die Überschriften im Text der Enzyklika in Kursivschrift sind Teil der Enzyklika, diejenigen in Standardschrift wurden von der Redaktion eingesetzt. Auf die Angabe der umfangreichen Quellen für die Zitate in der Enzyklika wurde verzichtet.

Bedeutung der Arbeit für den Menschen

... Durch Arbeit muß sich der Mensch sein tägliches Brot besorgen, und nur so kann er beständig zum Fortschritt von Wissenschaft und Technik sowie zur kulturellen und moralischen Hebung der Gesellschaft beitragen, in Lebensgemeinschaft mit seinen Brüdern und Schwestern. Hier geht es um jede Arbeit, die der Mensch verrichtet, unabhängig von ihrer Art und den Umständen; gemeint ist jedes menschliche Tun, das man unter der reichen Vielfalt der Tätigkeiten, deren der Mensch fähig ist und zu denen ihn seine Natur, sein Menschsein, disponiert, als Arbeit anerkennen kann und muß. Nach Gottes Bild und Gleichnis

inmitten des sichtbaren Universums geschaffen und dorthin gestellt, damit er die Erde sich untertan mache, ist der Mensch daher seit dem Anfang zur Arbeit berufen. Die Arbeit ist eines der Kennzeichen, die den Menschen von den anderen Geschöpfen unterscheiden, deren mit der Erhaltung des Lebens verbundene Tätigkeit man nicht als Arbeit bezeichnen kann; nur der Mensch ist zur Arbeit befähigt, nur er verrichtet sie, wobei er gleichzeitig seine irdische Existenz mit ihr ausfüllt. Die Arbeit trägt somit ein besonderes Merkmal des Menschen und der Menschheit, das Merkmal der Person, die in einer Gemeinschaft von Personen wirkt; dieses Merkmal bestimmt ihre innere Qualität und macht in gewisser Hinsicht ihr Wesen aus. ... (Vorwort)

Der göttliche Auftrag

... Die Kirche ist überzeugt, daß die Arbeit eine fundamentale Dimension der Existenz des Menschen auf Erden darstellt. Diese Überzeugung wird ihr auch vom Blick auf den Erkenntnisschatz der zahlreichen Wissenschaften bestätigt, deren Objekt der Mensch ist: Anthropologie, Paläontologie, Geschichte, Soziologie, Psychologie usw.: Alle scheinen diese Tatsache unwiderlegbar zu beweisen. Vor allem aber schöpft die Kirche diese ihre Überzeugung aus dem geoffenbarten Wort Gottes, wodurch ihr die Überzeugung des Verstandes zugleich zur Überzeugung des Glaubens wird. Der Grund dafür ist - und es lohnt sich, das von allem Anfang an zu beachten -, daß die Kirche an den Menschen glaubt: Nicht nur im Licht der geschichtlichen Erfahrung, nicht nur mit Hilfe der verschiedenen Methoden wissenschaftlicher Erkenntnis denkt sie an den Menschen und wendet sich ihm zu, sondern in erster Linie im Licht des geoffenbarten Wortes des lebendigen Gottes. In ihrem Sprechen vom Menschen sucht sie jene ewigen Absichten und jene transzendente Bestimmung zum Ausdruck zu bringen, unter die ihn der lebendige Gott, sein Schöpfer und Erlöser, gestellt hat.

*Die Kirche schöpft bereits aus den ersten Seiten des Buches Genesis die Überzeugung, daß die Arbeit eine fundamentale Dimension menschlicher Existenz auf Erden darstellt. Die Untersuchung dieser Texte macht uns bewußt, daß in ihnen - manchmal in archaischer Ausdrucksweise - die grundlegenden Wahrheiten über den Menschen bereits ausgesprochen sind, schon hier, beim Geheimnis seiner Erschaffung. Es sind dies die Wahrheiten, die von Anfang an über den Menschen entscheiden und die großen Linien seiner Existenz auf Erden ziehen, sei es im Stand der ursprünglichen Gerechtigkeit, sei es nach dem durch die Sünde verursachten Bruch des ursprünglichen Bundes zwischen dem Schöpfer und seiner Schöpfung im Menschen. Wenn dieser, „als Gottes Abbild ... als Mann und Frau“ geschaffen, die Worte hört: „**Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde und macht sie euch untertan**“, so beziehen sich diese Worte zwar nicht direkt und ausdrücklich auf die Arbeit des Menschen, weisen ihn jedoch zweifellos indirekt schon darauf hin als auf eine Tätigkeit, die er in der Welt zu verrichten hat. Ja, sie zeigen bereits ihr tiefstes Wesen auf. Der Mensch ist unter anderem deshalb Abbild Gottes, weil er von seinem Schöpfer den Auftrag empfangen hat, sich die Erde zu unterwerfen und sie zu beherrschen. Indem er diesen Auftrag erfüllt, spiegelt der Mensch und jeder Mensch das Wirken des Weltenschöpfers selber wider. ...*

Die Worte „macht euch die Erde untertan“ sind von ungeheurer Tragweite. Sie beziehen sich auf alle Reichtümer, welche die Erde (und indirekt die sichtbare Welt) in sich birgt und die durch bewußte Tätigkeit des Menschen entdeckt und in geeigneter Weise verwendet werden

können. So bleiben diese Worte am Anfang der Bibel zu jeder Zeit aktuell. Sie schließen alle vergangenen Epochen der Zivilisation und Wirtschaft ebenso ein wie die heutige Wirklichkeit und die zukünftigen Entwicklungsphasen, die sich vielleicht zu einem gewissen Grad bereits abzeichnen, großenteils jedoch dem Menschen noch fast unbekannt und verborgen sind. ... (II, 4. S. 9, 10)

Arbeit ist universal

Wenn man gelegentlich von Zeiten der „Beschleunigung“ im wirtschaftlichen Leben und in der Zivilisation der ganzen Menschheit oder einzelner Nationen spricht und diese „Beschleunigungen“ mit dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik und besonders mit den für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben entscheidenden Entdeckungen in Zusammenhang bringt, so kann man gleichzeitig sagen, daß keine dieser „Beschleunigungen“ über den wesentlichen Gehalt dessen hinausgeht, was jener uralte Bibeltext aussagt. Während der Mensch durch seine Arbeit immer mehr zum Herrn der Erde wird und wiederum durch die Arbeit seine Herrschaft über die sichtbare Welt festigt, bleibt er in jedem Fall und in jeder Phase dieses Prozesses auf der Linie jener ursprünglichen Weisung des Schöpfers, welche notwendig und unlösbar an die Tatsache gebunden ist, daß der Mensch als Mann und Frau „nach dem Abbild Gottes“ geschaffen ist. Dieser Prozeß ist zugleich universal: Er umfaßt alle Menschen, jede Generation, jede Phase der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, und er ist gleichzeitig ein Prozeß, der sich in jedem Menschen abspielt, in jedem mit Einsicht begabten menschlichen Wesen. Er umfaßt zugleich alle und jeden einzelnen; alle und jeder einzelne nehmen in entsprechendem Maß und auf unzählige Weisen an diesem gigantischen Prozeß teil, der im „Untertan-Machen der Erde“ durch die Arbeit besteht (II, 4. S. 10, 11).

Die Arbeit im objektiven Sinn: die Technik

Diese Universalität und zugleich diese Vielfalt im Prozeß des „Untertan-Machens der Erde“ werfen Licht auf die menschliche Arbeit; denn die Herrschaft des Menschen über die Erde vollzieht sich durch die Arbeit und in der Arbeit. So wird der Sinn der objektiv verstandenen Arbeit deutlich, wie er in den verschiedenen Epochen der Kultur und Zivilisation zum Ausdruck kommt. Der Mensch beherrscht die Erde schon dadurch, daß er Tiere zähmt und züchtet und aus ihnen die nötige Nahrung und Kleidung für sich gewinnt, und dadurch, daß er aus Erde und Meer verschiedene Naturschätze entnehmen kann. Viel weitgehender jedoch macht sich der Mensch die Erde „untertan“, wenn er sie zu bebauen beginnt und dann ihre Produkte seinen Bedürfnissen entsprechend verarbeitet. Die Landwirtschaft stellt somit einen vorrangigen Zweig der wirtschaftlichen Tätigkeit und - durch die menschliche Arbeit - einen unentbehrlichen Produktionsfaktor dar. Die Industrie wiederum wird immer in der Verbindung der Schätze der Erde - sowohl der vorgegebenen lebenden Naturprodukte als auch der Produkte der Landwirtschaft sowie der mineralischen und chemischen Bodenschätze - mit der Arbeit des Menschen, der körperlichen wie der geistigen, bestehen. Das gilt in gewissem Sinn auch für den Bereich der sogenannten Dienstleistungsindustrie sowie der reinen und angewandten Forschung.

In Industrie und Landwirtschaft ist die Arbeit des Menschen heute in vielen Fällen keine überwiegend körperliche mehr, da die Mühe der Hände und Muskeln von Maschinen und Mechanismen unterstützt wird, deren Vervollkommnung unaufhörlich fortschreitet. Nicht nur in der Industrie, sondern auch in der Landwirtschaft sind wir Zeugen von Umwandlungen, die durch die stufenweise und ununterbrochene Entwicklung von Wissenschaft und Technik ermöglicht wurden. Dies alles ist, historisch gesehen, eine Ursache großer Umwälzungen der Zivilisation geworden, vom Beginn des „Industriezeitalters“ zu den jeweils folgenden, durch neue Techniken bedingten Entwicklungsphasen, wie die der Phase der Elektrotechnik oder der Mikroprozessoren in den letzten Jahren. ... (II, 5. S.11, 12)

Die Arbeit im subjektiven Sinn: der Mensch als Subjekt der Arbeit

... Damit soll nicht gesagt sein, daß die menschliche Arbeit, objektiv verstanden, nicht irgendwie bewertet und qualifiziert werden könne oder dürfe, sondern lediglich, daß die erste Grundlage für den Wert der Arbeit der Mensch selbst ist, ihr Subjekt. Hiermit verbindet sich sogleich eine sehr wichtige Schlußfolgerung ethischer Natur: So wahr es auch ist, daß der Mensch zur Arbeit bestimmt und berufen ist, so ist doch in erster Linie die Arbeit für den Menschen da und nicht der Mensch für die Arbeit. Mit dieser Schlußfolgerung kommt man logisch zur Anerkennung des Vorranges der subjektiven Bedeutung der Arbeit vor der objektiven. Aufgrund dieser Auffassung und vorausgesetzt, daß verschiedene von Menschen verrichtete Arbeiten einen größeren oder geringeren objektiven Wert haben können, geht es uns vor allem darum, deutlich zu machen, daß der Maßstab für jede dieser Arbeiten in erster Linie die Würde ihres Subjekts ist, also der Person, des Menschen, der sie verrichtet. Noch einmal: Unabhängig von der Arbeit, die jeder Mensch verrichtet, und vorausgesetzt, daß diese einen Zweck seines Handelns darstellt - der ihn oft stark engagiert -, ist festzuhalten, daß dieser Zweck für sich allein keine entscheidende Bedeutung besitzt. Zweck der Arbeit, jeder vom Menschen verrichteten Arbeit - gelte sie auch in der allgemeinen Wertschätzung als die niedrigste Dienstleistung, als völlig monotone, ja als geächtete Arbeit -, bleibt letztlich immer der Mensch selbst (II, 6. S. 14,15) .

Eine Bedrohung der rechten Wertordnung

Gerade diese fundamentalen Feststellungen über die Arbeit kristallisierten sich zu allen Zeiten aus dem Reichtum der christlichen Wahrheit, insbesondere aus der Botschaft des „Evangeliums der Arbeit“, und haben die Grundlage für eine neue Art des Denkens, Bewertens und Handelns unter den Menschen geschaffen. In der Gegenwart, schon seit Beginn des Industriezeitalters, mußte sich die christliche Wahrheit über die Arbeit verschiedenen materialistischen und ökonomistischen Strömungen entgegenstellen. ... (II, 7. S.15)

Solidarität gegen die Erniedrigung des Menschen

... Der Aufruf zu Solidarität und gemeinsamem Handeln, der an die Arbeiter - vor allem an jene in eintöniger, nur in Teilvorgängen bestehender, abstumpfender Arbeit industrieller

Großbetriebe, wo die Maschine immer mehr den Menschen beherrscht - ergangen ist, war vom Standpunkt der Sozialethik wertvoll und ausdrucksstark. Es war die Reaktion gegen die Erniedrigung des Menschen als des Subjekts der Arbeit und gegen die damit verbundene unerhörte Ausbeutung auf dem Gebiet der Löhne, der Arbeitsbedingungen und der Vorsorge für die Person des Arbeiters. Diese Reaktion hat die Arbeiterwelt zu einer durch große Solidarität gekennzeichneten Gemeinschaft zusammengeschlossen.

Im Einklang mit der Enzyklika *Rerum novarum* und vielen darauffolgenden Dokumenten des kirchlichen Lehramtes muß man offen anerkennen, daß die Reaktion gegen das ungerechte und schädliche System, das auf dem arbeitenden Menschen in jener Zeit rascher Industrialisierung lastete und das um Rache zum Himmel schrie, sozialmoralisch gerechtfertigt war. Diese Zustände waren durch das soziopolitische System des Liberalismus begünstigt, das ja nach seinen ökonomistischen Grundsätzen die wirtschaftliche Initiative ausschließlich der Kapitaleigentümer stärkte und sicherte, sich jedoch nicht genügend um die Rechte des arbeitenden Menschen kümmerte, entsprechend der These, die menschliche Arbeit sei lediglich ein Produktionsmittel, das Kapital hingegen sei die Grundlage, der Maßstab und der Zweck der Produktion.

Seitdem hat die Solidarität unter den arbeitenden Menschen, verbunden mit einem klareren und einsatzbereiteren Bewußtsein der Gegenseite hinsichtlich der Rechte der Arbeiter, in vielen Fällen tiefgreifende Änderungen bewirkt. Verschiedene neue Systeme sind erdacht worden. Verschiedene Formen von Neokapitalismus und Kollektivismus haben sich entwickelt. Nicht selten können die Arbeiter an der Leitung und an der Produktivitätskontrolle der Unternehmen teilnehmen und machen von dieser Möglichkeit auch Gebrauch. Mit der Hilfe entsprechender Verbände nehmen sie auf die Arbeits- und Lohnbedingungen sowie auf die Sozialgesetzgebung Einfluß. Gleichzeitig jedoch ließen verschiedene ideologische Systeme oder Machtgruppierungen sowie auch neue Beziehungen auf den einzelnen Ebenen menschlichen Zusammenlebens offene Ungerechtigkeiten weiterbestehen oder haben neue geschaffen. ... (II, 8. S. 18)

Arbeit und personale Würde

... „**Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen**“. Diese Worte beziehen sich auf die manchmal drückende Mühe, welche die menschliche Arbeit begleitet, ändern jedoch nichts an der Tatsache, daß die Arbeit der Weg ist, auf dem der Mensch die ihm eigene „Herrschaft“ über die sichtbare Welt verwirklicht, indem er sich die Erde „untertan macht“. ... Das wissen alle arbeitenden Menschen, und da zu arbeiten die Berufung aller ist, wissen es alle Menschen.

Dennoch ist die Arbeit mit all dieser Mühe - und in gewissem Sinne vielleicht gerade aufgrund dieser Mühe - ein Gut für den Menschen. Wenn dieses Gut das Zeichen eines „bonum arduum“ - um mit dem heiligen Thomas von Aquin zu sprechen -, eines „schwierigen Gutes“, an sich trägt, so bleibt die Arbeit als solche doch ein Gut für den Menschen, und zwar nicht nur ein „nützliches“ oder ein „angenehmes“, sondern ein „würdiges“, das heißt der Würde des Menschen entsprechendes Gut, ein Gut, das diese Würde zum Ausdruck bringt und sie vermehrt. Wenn man die ethische Bedeutung der Arbeit genauer bestimmen will, muß man

in erster Linie diese Wahrheit vor Augen haben. Die Arbeit ist ein Gut für den Menschen - für sein Menschsein -, weil er durch die Arbeit nicht nur die Natur umwandelt und seinen Bedürfnissen anpaßt, sondern auch sich selbst als Mensch verwirklicht, ja gewissermaßen „mehr Mensch wird“.

Ohne diese Überlegungen kann man die Bedeutung der Tugend des Fleißes nicht verstehen, genauer: Man kann nicht verstehen, wieso der Fleiß eine Tugend sein soll; ist doch die Tugend als moralische Haltung das, wodurch der Mensch als Mensch gut wird. Dieser positive Zusammenhang ändert aber nichts an unserer berechtigten Sorge, der Mensch könnte in der Arbeit, durch welche die Materie veredelt wird, an sich selbst eine Herabsetzung seiner Würde erleiden. Es ist ja bekannt, daß die Arbeit verschiedentlich gegen den Menschen verwendet werden kann; daß man ihn mit dem System der Zwangsarbeit in Konzentrationslagern bestrafen kann; daß man die Arbeit zu einem Mittel der Unterdrückung des Menschen machen kann; daß man schließlich in verschiedener Weise die menschliche Arbeit - das heißt den arbeitenden Menschen! - ausbeuten kann. ... (II, 9. S. 21)

Einfluss der Arbeit auf die Welt

Die im Vorhergehenden kurz dargelegten grundlegenden Bezüge menschlicher Arbeit stützen sich einerseits auf die ersten Seiten der Bibel und bilden andererseits in gewissem Sinne das Grundgerüst der entsprechenden kirchlichen Lehre, die sich im Lauf der Jahrhunderte und im Zusammenhang der verschiedenen geschichtlichen Erfahrungen unverändert durchgehalten hat. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen, welche der Enzyklika Rerum novarum vorangegangen und gefolgt sind, gewinnen sie jedoch besondere Eindringlichkeit und lebendige Aktualität. So erscheint die Arbeit in dieser Analyse als eine große Wirklichkeit, die auf die menschenwürdige Gestaltung der uns vom Schöpfer anvertrauten Welt einen grundlegenden Einfluß ausübt; sie ist gleichzeitig eine Wirklichkeit, die mit dem Menschen - als ihrem Subjekt - und mit seinem vernünftigen Handeln eng verbunden ist. Diese Wirklichkeit füllt normalerweise das menschliche Leben aus und prägt maßgebend seinen Wert und Sinn. Wenn auch mit Mühe und Anstrengung verbunden, bleibt die Arbeit dennoch ein Gut, so daß sich der Mensch durch die Liebe zu ihr entwickelt. Dieser durchaus positive und schöpferische, erzieherische und verdienstliche Charakter der menschlichen Arbeit muß die Grundlage der Wertungen und Entscheidungen bilden, die heute für den Bereich der Arbeit getroffen werden, und dies auch hinsichtlich der subjektiven Rechte des Menschen, wie internationale Erklärungen und auch zahlreiche Arbeitsgesetzgebungen zeigen, die entweder von den zuständigen gesetzgebenden Organen der einzelnen Länder oder von den Organisationen ausgearbeitet wurden, die ihre soziale oder auch sozialwissenschaftliche Aktivität der Problematik der Arbeit widmen. Eine Organisation, die solche Initiativen auf internationaler Ebene fördert, ist das Internationale Arbeitsamt, die älteste Unterorganisation der Vereinten Nationen. ... (III, 11 S.23,24)

Arbeit als Grundlage für Konflikte

Bekanntlich wurde während dieses ganzen Zeitabschnittes, der übrigens noch keinesfalls beendet ist, das Problem der Arbeit zur Grundlage des großen Konfliktes, der in der Epoche

der industriellen Entwicklung und Hand in Hand mit ihr zwischen der „Welt des Kapitals“ und der „Welt der Arbeit“ auftrat, das heißt zwischen der kleinen, aber sehr einflußreichen Gruppe der Unternehmer, der Eigentümer oder Besitzer der Produktionsmittel, und der viel zahlreicheren Menge derer, die nicht über diese Mittel verfügten, sondern am Produktionsprozeß ausschließlich durch ihre Arbeit teilnahmen. Dieser Konflikt entstand dadurch, daß die Arbeiter ihre Kräfte der Gruppe der Unternehmer zur Verfügung stellten und diese, weil vom Prinzip des größten Gewinns geleitet, darum bestrebt war, für die Leistung der Arbeiter eine möglichst niedrige Entlohnung festzulegen. Dazu kamen noch andere Elemente der Ausbeutung, die mit dem Mangel an Sicherheit am Arbeitsplatz und auch an Garantien hinsichtlich der Gesundheit und des Lebens der Arbeiter und ihrer Familien zu tun hatten.

Dieser Konflikt, von einigen als sozio-ökonomischer Konflikt mit Klassencharakter gedeutet, fand seinen Ausdruck im ideologischen Konflikt zwischen dem Liberalismus - als Ideologie des Kapitalismus verstanden - und dem Marxismus - als Ideologie des theoretischen Sozialismus und des Kommunismus aufgefaßt -, der den Anspruch erhebt, als Wortführer der Arbeiterklasse, des Proletariats der ganzen Welt aufzutreten. Auf diese Weise wurde der reale Konflikt, der zwischen der Welt der Arbeit und der Welt des Kapitals bestand, zum programmierten Klassenkampf, der nicht nur mit ideologischen, sondern gerade und in erster Linie mit politischen Mitteln geführt wurde. ... (III, 11. S.24,25)

Der Vorrang der Arbeit

Angeichts der gegenwärtigen Wirklichkeit, in deren Struktur so viele vom Menschen verursachte Konflikte zutiefst eingefügt sind und in der die technischen Mittel - eine Frucht der menschlichen Arbeit - eine erstrangige Rolle spielen (man denke hier auch an die Möglichkeit eines weltweiten Zusammenbruchs im Falle eines Atomkrieges mit seinen fast unvorstellbaren Zerstörungskräften), muß man vor allem ein Prinzip in Erinnerung rufen, das die Kirche immer gelehrt hat: das Prinzip des Vorranges der Arbeit gegenüber dem Kapital. Dieses Prinzip betrifft direkt den Produktionsprozeß, für den die Arbeit immer eine der hauptsächlichen Wirkursachen ist, während das Kapital, das ja in der Gesamtheit der Produktionsmittel besteht, bloß Instrument oder instrumentale Ursache ist. Dieses Prinzip ist eine offensichtliche Wahrheit, die sich aus der ganzen geschichtlichen Erfahrung des Menschen ergibt.

Wenn wir im ersten Kapitel der Bibel hören, daß der Mensch die Erde sich untertan machen soll, dann wissen wir, daß sich diese Worte auf alle Schätze beziehen, welche die sichtbare Welt zur Verfügung des Menschen in sich birgt. Dennoch können diese Reichtümer nur durch die Arbeit dem Menschen nutzbar gemacht werden. Mit der Arbeit ist von Anfang an auch das Problem des Eigentums verbunden. Tatsächlich verfügt der Mensch, will er die in der Natur verborgenen Schätze sich und den anderen nutzbar machen, nur über ein einziges Mittel, nämlich die Arbeit. Um aber diese Schätze durch seine Arbeit ausnützen zu können, eignet sich der Mensch kleine Teile der Naturschätze des Erdinneren, des Meeres, der Erde, des

Weltraums an. Von all dem eignet er sich etwas an und macht daraus seine Werkstatt. Diese Aneignung geschieht durch Arbeit und für weitere Arbeit.

Das gleiche Prinzip läßt sich auf die nachfolgenden Phasen dieses Prozesses anwenden, dessen erste Phase stets die Beziehung des Menschen zu den Schätzen der Natur bleibt. All das Bemühen des Geistes um die Entdeckung dieser Schätze und ihrer verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten durch den Menschen und für den Menschen macht uns bewußt, daß alles, was bei der gesamten Wirtschaftsproduktion vom Menschen stammt - sowohl die Arbeit als auch die Gesamtheit der Produktionsmittel und die mit ihnen verbundene Technik, das heißt die Fähigkeit, diese Mittel bei der Arbeit einzusetzen -, die Schätze der sichtbaren Welt voraussetzt, die der Mensch vorfindet, nicht schafft. Er findet sie gewissermaßen schon fertig vor, bereit für die erkennende Entdeckung und für die richtige Verwendung im Produktionsprozeß. In jeder Phase seiner Arbeit steht der Mensch vor der Tatsache, daß er zuallererst von seiten der Natur und letzten Endes von seiten des Schöpfers beschenkt wird. Am Anfang der menschlichen Arbeit steht das Geheimnis der Schöpfung. Diese bereits als Ausgangspunkt angegebene Feststellung zieht sich wie ein roter Faden durch das vorliegende Dokument und wird in dessen letztem Teil noch weiter entfaltet werden.

... So ist alles, was zur Arbeit dient, alles, was beim heutigen Stand der Technik ihr immer vollkommeneres „Werkzeug“ darstellt, eine Frucht der Arbeit. Dieses gigantische und mächtige Werkzeug - die Gesamtheit der Produktionsmittel, die in gewissem Sinne mit dem „Kapital“ gleichgesetzt werden - ist Frucht der menschlichen Arbeit und trägt deren Zeichen. ... (III, 12. S. 26, 27)

Arbeit und Eigentum

... Außerdem hat die Lehre der Kirche das Eigentum nie so aufgefaßt, daß es zur Ursache sozialen Kontrastes in der Arbeit hätte werden können. Wie bereits erwähnt, erwirbt man Eigentum vor allem durch Arbeit und, damit es der Arbeit diene. Das gilt besonders für das Eigentum an Produktionsmitteln. Eine Auffassung, welche diese isoliert betrachtet, als einen geschlossenen Komplex von Eigentum, der dann als „Kapital“ der „Arbeit“ gegenüberstände oder sie gar ausbeuten sollte, steht im Gegensatz zum Wesen dieser Mittel und ihres Besitzes. Man darf sie nicht gegen die Arbeit besitzen: man darf sie auch nicht um des Besitzes willen besitzen, weil das einzige Motiv, das ihren Besitz rechtfertigt - sei es in der Form des Privateigentums, sei es in der des öffentlichen oder kollektiven Eigentums -, dies ist, der Arbeit zu dienen und dadurch die Verwirklichung des ersten Prinzips der Eigentumsordnung zu ermöglichen: die Bestimmung der Güter für alle und das gemeinsame Recht auf ihren Gebrauch. Unter diesem Gesichtspunkt also, im Hinblick auf die menschliche Arbeit und den gemeinsamen Zugang zu den Gütern, die dem Menschen zugedacht sind, ist unter den entsprechenden Bedingungen auch die Sozialisierung gewisser Produktionsmittel nicht auszuschließen. All diese Prinzipien hat die Kirche bei ihrer Unterweisung im Laufe der Jahrzehnte seit der Veröffentlichung der Enzyklika Rerum novarum immer betont, wobei sie sich auf Argumente bezog, die eine viel ältere Tradition formuliert hatte, zum Beispiel auf die bekannten Argumente der Summa Theologiae des heiligen Thomas von Aquin. ... (III, 14. S. 32)

Der personale Gesichtspunkt

So ist also das Prinzip des Primates der Arbeit vor dem Kapital eine Forderung sozialer ethischer Natur. Diese Forderung nimmt sowohl in demjenigen System eine Schlüsselstellung ein, das sich auf dem Grundsatz des privaten Eigentums an Produktionsmitteln aufbaut, als auch in jenem, in dem dieses, zuweilen sogar bis an die Wurzel, eingeschränkt worden ist. Die Arbeit ist in gewisser Hinsicht untrennbar mit dem Kapital verbunden und duldet in keiner Form jene Antinomie, die sie von den Produktionsmitteln trennen und ihnen entgegenstellen will und die als Ergebnis rein wirtschaftlichen Denkens das Leben der Menschen während der letzten Jahrhunderte belastet hat. Wenn der Mensch arbeitet und sich dabei der Gesamtheit der Produktionsmittel bedient, so möchte er zugleich, daß die Früchte dieser Arbeit ihm und den anderen zugute kommen und daß er bei diesem Arbeitsprozeß Mitverantwortlicher und Mitgestalter in der Werkstätte sein darf, in der er tätig ist.

Daraus ergeben sich einige spezifische Rechte der Arbeitnehmer, welche der Verpflichtung zur Arbeit entsprechen. Es wird davon in der Folge die Rede sein. Schon hier ist jedoch allgemein hervorzuheben, daß der Arbeitende nicht nur das geschuldete Entgelt für seine Arbeit erwartet, sondern auch, daß im Produktionsprozeß selbst die Möglichkeit erwogen werde, daß er bei seiner Arbeit - auch bei Gemeinschaftseigentum - gleichzeitig das Bewußtsein haben könne, im eigenen Bereich zu arbeiten. Dieses Bewußtsein wird in ihm ausgelöscht bei einem System übermäßiger bürokratischer Zentralisierung, wo sich der Arbeitnehmer eher als Rädchen in einem von oben bewegten Mechanismus vorkommt und sich - aus mehr als einem Grund - eher als bloßes Produktionsmittel denn als echtes Subjekt der Arbeit fühlt, das mit Eigeninitiative begabt ist. Die Lehre der Kirche hat immer die sichere und tiefe Überzeugung zum Ausdruck gebracht, daß die menschliche Arbeit nicht nur mit der Wirtschaft zu tun hat, sondern auch und vor allem personale Werte mitbetrifft. Die volle Achtung dieser personalen Werte gereicht gerade dem Wirtschaftssystem selbst und dem Produktionsprozeß zum Vorteil. Nach dem heiligen Thomas von Aquin ist es vor allem dieser Grund, der für das Privateigentum an den Produktionsmitteln spricht. Wenn wir auch anerkennen, daß aus bestimmten begründeten Motiven Ausnahmen vom Grundsatz des Privateigentums gemacht werden können - heutzutage sind wir sogar Zeugen der Einführung des Systems „sozialisierten“ Eigentums -, so verliert dennoch der personale Gesichtspunkt weder auf grundsätzlicher noch auf praktischer Ebene seine Bedeutung. ... (III, 15. S. 35,36)

Der Mensch schuldet die Arbeit auch seinen Mitmenschen, insbesondere seiner Familie, aber auch der Gesellschaft, der er angehört, der Nation, deren Sohn oder Tochter er ist, der ganzen Menschheitsfamilie, deren Glied er ist: Erbe der Arbeit von Generationen und zugleich Mitgestalter der Zukunft derer, die im Ablauf der Geschichte nach ihm kommen werden. All das macht die moralische Verpflichtung zur Arbeit aus, im weiten Sinne jenes Wortes. Wenn es um die moralischen Rechte jedes Menschen hinsichtlich der Arbeit geht, welche dieser Verpflichtung entsprechen, muß man also immer das ganze, weite Bezugssystem vor Augen haben, in dem sich die Tätigkeit jedes arbeitenden Menschen abspielt. ... (IV, 16. S. 36, 37)

Indirekter Arbeitgeber

So haben wir, wenn wir von der Verpflichtung zur Arbeit und den Rechten des Arbeitnehmers sprechen, welche dieser Verpflichtung entsprechen, vor allem die Beziehung zwischen dem direkten oder indirekten Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer im Sinn.

Die Unterscheidung zwischen direktem und indirektem Arbeitgeber erscheint sehr wichtig im Hinblick auf die konkrete Organisation der Arbeit wie auch auf das mögliche Entstehen gerechter oder ungerechter Beziehungen im Arbeitsbereich.

Wenn direkter Arbeitgeber jene Person oder Institution ist, mit der ein Arbeitnehmer den Arbeitsvertrag unter bestimmten Bedingungen direkt abschließt, so muß man als indirekten Arbeitgeber die zahlreichen, verschiedenartigen Faktoren „hinter“ dem direkten Arbeitgeber verstehen, die sowohl auf die Fassung des Arbeitsvertrages als somit auch auf das Entstehen mehr oder weniger gerechter Beziehungen im Bereich der menschlichen Arbeit einwirken (IV,16. S. 37).

Der Begriff des indirekten Arbeitgebers umfaßt Personen wie auch Institutionen verschiedener Art; er umfaßt auch kollektive Arbeitsverträge und Verhaltensprinzipien, die von diesen Personen und Institutionen festgelegt sind und das ganze sozio-ökonomische System bestimmen oder sich aus ihm ergeben. Der Begriff des indirekten Arbeitgebers bezieht sich somit auf viele verschiedene Elemente. Die Verantwortung des indirekten Arbeitgebers unterscheidet sich von der des direkten, wie schon das Wort besagt: die Verantwortung ist weniger direkt, bleibt jedoch eine echte Verantwortung; der indirekte Arbeitgeber bestimmt wesentlich den einen oder anderen Aspekt des Arbeitsverhältnisses und bedingt so das Verhalten des direkten Arbeitgebers, wenn dieser den Arbeitsvertrag und das Arbeitsverhältnis konkret festlegt. Eine solche Feststellung verfolgt nicht das Ziel, den direkten Arbeitgeber von der ihm eigenen Verantwortung zu entbinden, sondern möchte nur die Aufmerksamkeit auf das Geflecht von Bedingtheiten lenken, die sein Verhalten beeinflussen. Wenn es um die Fassung einer ethisch korrekten Arbeitspolitik geht, muß man all diese Bedingtheiten vor Augen haben. Und sie ist korrekt, wenn die objektiven Rechte des Arbeitnehmers vollauf gewahrt sind.

Der Begriff des indirekten Arbeitgebers läßt sich auf jedes einzelne Land und vor allem auf den Staat anwenden. Gerade dem Staat obliegt ja eine gerechte Arbeitspolitik. Es ist jedoch bekannt, daß im heutigen System der Weltwirtschaft zahlreiche Verbindungen zwischen den einzelnen Staaten bestehen, zum Beispiel im Bereich von Ein- und Ausfuhr, also des gegenseitigen Tausches von Wirtschaftsgütern, seien dies Rohstoffe, Halbfabrikate oder Fertigprodukte. Diese Beziehungen schaffen auch gegenseitige Abhängigkeiten, weshalb es heute schwer wäre, bei irgendeinem Staat, und sei er auch wirtschaftlich der mächtigste, von voller Selbstversorgung, von Autarkie, zu sprechen.

Ein solches System gegenseitiger Abhängigkeiten ist an sich etwas Normales; es kann aber leicht zum Anlaß verschiedener Formen von Ausbeutung und Ungerechtigkeit werden und folglich die Arbeitspolitik der einzelnen Staaten und somit letzten Endes den einzelnen Arbeitnehmer, das eigentliche Subjekt der Arbeit, beeinflussen. So suchen zum Beispiel die hoch industrialisierten Länder und mehr noch jene Unternehmen, welche in hohem Maß über die industriellen Produktionsmittel bestimmen (die sogenannten multinationalen oder

übernationalen Unternehmen), während sie die Preise für ihre Produkte möglichst hoch festsetzen, gleichzeitig die Preise der Rohstoffe oder der Halbfabrikate möglichst niedrig zu halten, was zusammen mit anderen Ursachen zu einem immer größeren Mißverhältnis zwischen den Nationaleinkommen der betroffenen Länder führt. ...

Dieses System der Abhängigkeiten, die zum Begriff des indirekten Arbeitgebers gehören, ist, wie man leicht folgern kann, sehr ausgedehnt und kompliziert. Um es näher zu bestimmen, muß man gewissermaßen die Gesamtheit der für das wirtschaftliche Leben im Profil des betreffenden Landes und Staates entscheidenden Elemente berücksichtigen; gleichzeitig jedoch muß man noch viel weitere Verbindungen und Abhängigkeiten im Auge haben. Die Verwirklichung der Rechte des Arbeitnehmers darf aber nicht dazu verurteilt sein, nur einen Ableger von Wirtschaftssystemen darzustellen, die mehr oder weniger ausschließlich vom Gesichtspunkt des größtmöglichen Profits geleitet würden. Ganz im Gegenteil, gerade die Rücksicht auf die objektiven Rechte des Arbeitenden (jede Art von Arbeit eingeschlossen: körperliche und geistige, in Industrie und Landwirtschaft) ist es, die einen angemessenen und grundlegenden Maßstab für den Aufbau der gesamten Wirtschaft bilden muß, sowohl innerhalb von Land und Staat als auch im Gesamt der Weltwirtschaftspolitik mit den von ihr bestimmten internationalen Systemen und Beziehungen.

In dieser Richtung sollten alle dazu berufenen internationalen Organisationen ihren Einfluß geltend machen, angefangen von der Organisation der Vereinten Nationen. Das Internationale Arbeitsamt (OIT) und die Unterorganisation der Vereinten Nationen für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) und noch andere mehr können wahrscheinlich gerade hierzu neue Beiträge anbieten. ... (IV,17. S. 37-39)

Kampf gegen Arbeitslosigkeit

Wenn man die Rechte der Arbeitenden gerade im Hinblick auf diesen „indirekten Arbeitgeber“ bedenkt, also im Hinblick auf das Gefüge der nationalen und internationalen Stellen, die für die ganze Ausrichtung der Arbeitspolitik verantwortlich sind, muß man seine Aufmerksamkeit zuerst auf ein grundlegendes Problem richten, nämlich auf das Problem des Arbeitsplatzes, mit anderen Worten, auf das Problem einer geeigneten Beschäftigung für alle Arbeitsfähigen. Das Gegenteil einer gerechten und geordneten Situation auf diesem Gebiet ist die Arbeitslosigkeit, der Mangel an Arbeitsplätzen für Arbeitsfähige. Es kann sich dabei um eine allgemeine oder eine auf einzelne Sektoren beschränkte Arbeitslosigkeit handeln. Aufgabe der genannten Institutionen, die hier unter dem Namen des indirekten Arbeitgebers verstanden werden, ist es, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, die in jedem Fall ein Übel ist und, wenn sie große Ausmaße annimmt, zu einem echten sozialen Notstand werden kann. Ein besonders schmerzliches Problem wird sie, wenn sie vor allem die Jugendlichen trifft, die nach einer entsprechenden allgemeinbildenden, technischen und beruflichen Vorbereitung keinen Arbeitsplatz finden können und ihren ehrlichen Arbeitswillen und ihre Bereitschaft, die ihnen zukommende Verantwortung für die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der Gesellschaft zu übernehmen, schmerzlich frustriert sehen. Die Pflicht der Hilfeleistung für die Arbeitslosen, das heißt die Verpflichtung, den beschäftigungslosen Arbeitnehmern und ihren Familien durch die dazu nötige entsprechende Unterstützung den Lebensunterhalt zu sichern, entspringt dem Grundprinzip der für diesen Bereich gültigen sittlichen Ordnung, nämlich dem

Prinzip der gemeinsamen Nutznießung der Güter oder, anders und einfacher ausgedrückt, dem Recht auf Leben und Unterhalt.

Um der Gefahr der Arbeitslosigkeit entgegenzutreten und allen einen Arbeitsplatz zu sichern, müssen die hier als „indirekte Arbeitgeber“ bezeichneten Stellen für eine Gesamtplanung zugunsten jener differenzierten Werkstatt sorgen, in der sich nicht nur das wirtschaftliche, sondern auch das kulturelle Leben eines Landes formt; darüber hinaus müssen sie auf eine korrekte und rationelle Organisation der Arbeit in dieser Werkstatt achten. Diese Gesamtsorge obliegt letzten Endes dem Staat, darf jedoch nicht einer einseitigen Zentralisierung durch die öffentliche Hand gleichkommen. Es geht vielmehr um eine gerechte und überlegte Koordinierung, in deren Rahmen die freie Initiative der einzelnen Personen, der unabhängigen Gruppen, der örtlichen Betriebe und Unternehmen garantiert sein muß, unter Berücksichtigung dessen, was oben bereits über den subjekthaften Charakter der menschlichen Arbeit gesagt worden ist.

Die Tatsache der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Länder und Staaten und die Notwendigkeit der Zusammenarbeit auf verschiedenen Gebieten fordern, daß man - unter Berücksichtigung der souveränen Rechte eines jeden von ihnen auf den Gebieten der Planung und der Organisation der Arbeit im eigenen Bereich - in diesem wichtigen Sektor gleichzeitig auf der Ebene der internationalen Zusammenarbeit durch entsprechende Verträge und Vereinbarungen tätig wird. ...

Vernünftige Planung und angemessene Organisation der menschlichen Arbeit im Rahmen der einzelnen Länder und Staaten sollten auch die Ermittlung des rechten Verhältnisses zwischen den verschiedenen Arten von Beschäftigung erleichtern: Arbeit in der Landwirtschaft, in der Industrie und in den vielfältigen Dienstleistungsberufen, Arbeit in der Verwaltung wie auch in der Wissenschaft und Kunst, je nach den Fähigkeiten der einzelnen Menschen und für das Gemeinwohl der einzelnen Länder und der ganzen Menschheit. Der Organisation des menschlichen Lebens nach den vielfältigen Arbeitsmöglichkeiten müßte ein angemessenes Unterrichts- und Erziehungssystem entsprechen; es sollte in erster Linie die Entwicklung einer reifen Menschlichkeit zum Ziel haben, dann aber auch die fachliche Befähigung, um nutzbringend einen rechten Platz in der großen und sozial differenzierten Werkstatt einnehmen zu können.

Wenn wir auf die gesamte Menschheitsfamilie rund um die Erde schauen, werden wir unvermeidlich von einer erschütternden Tatsache ungeheuren Ausmaßes schmerzlich berührt: Während einerseits beträchtliche Naturschätze ungenützt bleiben, gibt es andererseits Scharen von Arbeitslosen und Unterbeschäftigten und ungezählte Massen von Hungernden, eine Tatsache, die zweifelsfrei bezeugt, daß im Inneren der einzelnen politischen Gemeinschaften wie auch in den Beziehungen zwischen ihnen auf kontinentaler und globaler Ebene hinsichtlich der Organisation der Arbeit und der Beschäftigung irgend etwas nicht funktioniert, und zwar gerade in den entscheidenden und sozial wichtigsten Punkten (IV, 18. S. 39-42).

Frage des gerechten Lohnes

Nachdem wir die wichtige Rolle beschrieben haben, welche dem Bemühen um eine Beschäftigung für alle Arbeitnehmer zukommt, um so die Achtung der unveräußerlichen Rechte des Menschen hinsichtlich seiner Arbeit zu gewährleisten, ist es angebracht, diese Rechte näher zu betrachten, die letzten Endes im Verhältnis zwischen dem Arbeitnehmer und dem direkten Arbeitgeber ins Spiel kommen. Alles, was bisher zum Thema des indirekten Arbeitgebers gesagt worden ist, dient dem Zweck, eben dieses Verhältnis genauer zu bestimmen, und zwar durch das Aufzeigen jener vielfältigen Bedingungen, die es indirekt prägen. Diese Erwägung hat jedoch keinen ausschließlich beschreibenden Sinn; sie ist auch nicht ein kurzer Traktat über Wirtschaft oder Politik. Es geht darum, den deontologischen und moralischen Aspekt eines Problems deutlich zu machen. Das Schlüsselproblem der Sozialethik ist aber die Frage des gerechten Lohnes für die geleistete Arbeit. Es gibt heutzutage keine wichtigere Weise, die Gerechtigkeit im Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu verwirklichen, als eben die Bezahlung der Arbeit. Unabhängig davon, ob diese Arbeit im System des Privateigentums an den Produktionsmitteln geleistet wird oder in einem System, wo dieses Eigentum eine Art „Sozialisierung“ erfahren hat, wird das Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber (vor allem direkter Art) und dem Arbeitnehmer durch den Lohn geregelt, durch das gerechte Entgelt für die geleistete Arbeit.

Es ist auch hervorzuheben, daß die Gerechtigkeit eines sozio-ökonomischen Systems und auf jeden Fall sein rechtes Funktionieren letzten Endes nach der Art und Weise einzuschätzen sind, wie in jenem System die menschliche Arbeit ihre angemessene Entlohnung findet. Hier sind wir erneut beim Grundprinzip der ganzen sozialethischen Ordnung angelangt, beim Prinzip der gemeinsamen Nutznießung der Güter. In jedem System, unabhängig von dem ihm zugrundeliegenden konkreten Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, bleibt die Bezahlung, das heißt der Lohn für die geleistete Arbeit, der konkrete Weg, der den meisten Menschen den Zugang zu jenen Gütern eröffnet, die zur gemeinsamen Nutznießung bestimmt sind, seien es die Güter der Natur, seien es die Erzeugnisse der Produktion. Zu beiden Arten hat der Arbeitende durch die Bezahlung Zugang, die er als Entlohnung für seine Arbeit erhält. Somit wird gerade die gerechte Bezahlung jeweils zum Prüfstein für die Gerechtigkeit des gesamten sozio-ökonomischen Systems und für sein rechtes Funktionieren. Es ist dies nicht der einzige Maßstab hierfür, aber ein besonders wichtiger und in gewissem Sinne der entscheidende.

Eine solche Überprüfung betrifft vor allem die Familie. Die gerechte Entlohnung für die Arbeit eines Erwachsenen, der Verantwortung für eine Familie trägt, muß dafür ausreichen, eine Familie zu gründen, angemessen zu unterhalten und für die Zukunft zu sichern. Eine solche Entlohnung kann entweder durch eine sogenannte familiengerechte Bezahlung zustandekommen - das heißt durch einen dem Familienvorstand für seine Arbeit ausbezahlten Gesamtlohn, der für die Erfordernisse der Familie ausreicht, ohne daß die Gattin einem außerhäuslichen Erwerb nachgehen muß - oder durch besondere Sozialleistungen, wie Familienbeihilfen oder Zulagen für die Mutter, die sich ausschließlich der Familie widmet; diese Beihilfen müssen im Einklang mit den tatsächlichen Notwendigkeiten der Familie stehen, also der Zahl der zu versorgenden Personen entsprechen, solange diese nicht in der Lage sind, die Verantwortung für ihr Leben auf angemessene Weise in eigene Hände zu nehmen. ... (IV, 19. S. 42,43)

Aufwertung der mütterlichen Aufgaben

Die Erfahrung bestätigt, daß man sich für die soziale Aufwertung der mütterlichen Aufgaben einsetzen muß, für die Aufwertung der Mühen, die mit ihnen verbunden sind, und des Bedürfnisses der Kinder nach Pflege, Zuwendung und Herzlichkeit, damit sie sich zu verantwortungsbewußten, sittlich und religiös reifen und psychisch ausgeglichenen Persönlichkeiten entwickeln können. Es wird einer Gesellschaft zur Ehre gereichen, wenn sie es der Mutter ermöglicht, sich ohne Behinderung ihrer freien Entscheidung, ohne psychologische oder praktische Diskriminierung und ohne Benachteiligung gegenüber ihren Kolleginnen der Pflege und Erziehung ihrer Kinder je nach den verschiedenen Bedürfnissen ihres Alters zu widmen. Der notgedrungene Verzicht auf die Erfüllung dieser Aufgaben um eines außerhäuslichen Verdienstes willen ist im Hinblick auf das Wohl der Gesellschaft und der Familie unrecht, wenn er jenen vorrangigen Zielen der Mutterschaft widerspricht oder sie erschwert.

In diesem Zusammenhang ist darauf hinzuweisen, daß, allgemeiner gesprochen, der ganze Arbeitsprozeß so organisiert und angepaßt werden muß, daß die Erfordernisse der Person und ihrer Lebensweise, vor allem ihres häuslichen Lebens, gebührende Beachtung finden, wobei dem Alter und Geschlecht eines jeden Rechnung zu tragen ist. Es ist eine Tatsache, daß in vielen Ländern die Frauen in fast allen Lebensbereichen tätig sind. Sie sollten aber diese Tätigkeiten ihrem eigenen Wesen gemäß verrichten können, ohne Diskriminierungen und ohne Ausschluß von Stellungen, für die sie befähigt sind, aber zugleich auch, ohne wegen ihrer familiären Wünsche oder wegen ihrer spezifischen Rolle bei der Aufgabe, an der Seite der Männer zum Wohl der Gesellschaft beizutragen, weniger geachtet zu werden. Die wahre Aufwertung der Frau erfordert eine Arbeitsordnung, die so strukturiert ist, daß sie diese Aufwertung nicht mit dem Aufgeben ihrer Eigenheit bezahlen muß und zum Schaden der Familie, wo ihr als Mutter eine unersetzliche Rolle zukommt (IV,19. S.43,44).

Sozialleistungen

Neben dem Lohn kommen hier noch verschiedene Sozialleistungen in Betracht, deren Zweck es ist, das Leben und die Gesundheit des Arbeitnehmers und seiner Familie zu sichern. Die mit der nötigen Sorge für die Gesundheit verbundenen Ausgaben, besonders bei Arbeitsunfällen, machen es notwendig, dem Arbeitnehmer einen leichteren Zugang zu ärztlicher Hilfe zu verschaffen, und zwar zu einem möglichst geringen Preis oder auch ganz unentgeltlich. Ein anderer Bereich solcher Leistungen steht im Zusammenhang mit dem Recht auf Ruhe und Erholung: Es handelt sich hier vor allem um die regelmäßige wöchentliche Ruhezeit, die zumindest den Sonntag umfassen sollte, ferner um eine längere Erholungszeit, den sogenannten Urlaub, einmal im Jahr oder eventuell mehrmals im Jahr in kürzeren Zeitabschnitten. Schließlich geht es um das Recht auf Ruhestandsgeld, auf Alterssicherung und auf Versicherung bei Arbeitsunfällen. Im Rahmen dieser hauptsächlichen Rechte gibt es ein ganzes System einzelner Rechtsansprüche, deren Beachtung zusammen mit der Entlohnung der Arbeit für ein korrektes Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber entscheidend ist. Unter diesen Einzelrechten ist immer auch der Anspruch auf solche

Arbeitsräume und Produktionsprozesse zu beachten, die dem Arbeitnehmer weder gesundheitlich noch geistig-sittlich schaden (IV,19. S.44).

Teilnahme am Werk der Schöpfung

„Eins steht für die Glaubenden fest“, so das II. Vatikanische Konzil, „das persönliche und gemeinsame menschliche Schaffen, dieses gewaltige Bemühen der Menschen im Ablauf der Jahrhunderte, ihre Lebensbedingungen auf einen stets besseren Stand zu bringen, entspricht an und für sich der Absicht Gottes. Der nach Gottes Bild geschaffene Mensch hat ja den Auftrag erhalten, sich die Erde mit allem, was zu ihr gehört, zu unterwerfen und die Welt in Heiligkeit und Gerechtigkeit zu regieren. Er soll ferner durch die Anerkennung Gottes als des Schöpfers aller Dinge sich selbst und die gesamte Wirklichkeit in Beziehung zu Gott bringen, so daß, nachdem alle Dinge dem Menschen unterworfen sind, Gottes Name wunderbar sei auf der ganzen Erde.“

Im Wort der göttlichen Offenbarung ist diese fundamentale Wahrheit zutiefst eingeprägt, daß der Mensch, als Abbild Gottes geschaffen, durch seine Arbeit am Werk des Schöpfers teilnimmt und es im Rahmen seiner menschlichen Möglichkeiten in gewissem Sinne weiterentwickelt und vollendet, indem er unaufhörlich voranschreitet in der Entdeckung der Schätze und Werte, welche die gesamte Schöpfung in sich birgt. Dieser Wahrheit begegnen wir schon am Anfang der Heiligen Schrift, im Buch Genesis, wo das Schöpfungswerk selbst in Form einer „Arbeit“ dargestellt wird, die Gott im Verlauf von „sechs Tagen“ verrichtet, um am siebten Tag zu „ruhen“. ...

Das Bewußtsein von der menschlichen Arbeit als einer Teilnahme am Wirken Gottes muß - wie das Konzil lehrt - auch „das gewöhnliche, alltägliche Tun (durchdringen); denn Männer und Frauen, die beim Erwerb des Lebensunterhalts für sich und ihre Familie ihre Tätigkeiten so ausüben, daß sie ein sinnvoller Dienst für die Gesellschaft sind, dürfen mit Recht überzeugt sein, daß sie durch ihre Arbeit das Werk des Schöpfers weiterentwickeln, daß sie dem Wohl ihrer Brüder dienen und durch ihr persönliches Bemühen zur geschichtlichen Erfüllung des göttlichen Plans beitragen“. ... (V,25. S. 52-54)

3. Anmerkungen

Weitere Bibelstellen zum Thema Arbeit:

„Verflucht ist der Ackerboden deinetwegen. Unter Mühsal wirst du von ihm essen alle Tage deines Lebens. Dornen und Disteln läßt er dir wachsen, und die Pflanzen des Feldes mußt du essen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden; von ihm bist du ja genommen“ (1. Mose / Gen. 3,17 ff.).

„Sechs Tage darfst du schaffen und jede Arbeit tun. Der siebente Tag ist ein Ruhetag, dem Herrn, deinem Gott, geweiht. An ihm darfst du keine Arbeit tun“ (2. Mose / Exodus 20, 8 ff.).

„ Strahlt die Sonne auf, geht der Mensch hinaus an sein Tagewerk, an seine Arbeit bis zum Abend“ (Psalm 104,23).

Geh’ zur Ameise, du Fauler, betrachte ihr Verhalten und werde weise! Sie hat keinen Meister, keinen Aufseher und keinen Gebieter und doch sorgt sie im Sommer für Futter, sammelt sich zur Erntezeit Vorrat. Wie lange, du Fauler, willst du noch daliegen, wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Noch ein wenig schlafen, noch ein wenig schlummern, noch ein wenig die Arme verschränken, um auszuruhen. Da kommt schon die Armut wie ein Strolch über dich, die Not wie ein zudringlicher Bettler“ (Sprüche 6, 6-11).

„Jede Arbeit bringt Erfolg, leeres Geschwätz führt nur zu Mangel“ (Sprüche 14, 23).

4. Arbeitsvorschläge

1. Aus welchem Grund beschäftigte sich Papst Leo XIII. in einem päpstlichen Lehrschreiben mit dem Thema Arbeit?
2. Warum bewegt uns die Enzyklika „LABOREM EXERCENS“?
3. Was bezeichnet man als Arbeit?
4. Kann Arbeit erniedrigen?
5. Wann ist ein Lohn gerecht?
6. Wie sieht die Enzyklika die Arbeit der Mütter?

5. Quellen

- Die Bibel, Einheitsübersetzung , Altes und Neues Testament, Freiburg/Basel/Wien 1995
- Johannes Paul II., Enzyklika LABOREM EXERCENS, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz , Bonn 1981
- II. Vatikanisches Konzil, Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute Gaudium et Spes, 1966

- Thomas von Aquin, Summa theologiae, I-II q. 40
- R.O. Claeßen, Johannes Theodor Laurent, Universität Bonn 1983
- Jan Roß, Der Papst Johannes Paul II., A.Fest Verlag, Berlin 2000

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Bearbeiter: Probst Dr. Robert Oscar Claeßen, Jülich-Koslar, verstorben im Juni 2006

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.
<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DIE SELIGPREISUNGEN DER BERGPREDIGT



Claude Lorrain (1600-1682): Bergpredigt, von ihm gemalt nach einer Karte von Palästina

Von dem, was die Menschen bisher Neues gedacht und auch für andere lesbar aufgeschrieben haben, ist nicht alles von gleich hoher Bedeutung. Diese dürfte schließlich jeder anders sehen. Goethe sah es so: „Soll für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir dreier Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine ausschließende Wirkung hervorgebracht haben: der Bibel, der Werke Platons und derer des Aristoteles“. In der Bibel waren für Karl Friedrich von Weizsäcker die Seligpreisungen der Bergpredigt zweifellos ein Höhepunkt. Was er dazu gesagt hat, ist nachfolgend wiedergegeben und hat sein Einverständnis zur Veröffentlichung gefunden.

1.1 Autor der Bibelstelle: Matthäus, Apostel von Jesus



Die Überschrift des ersten Evangeliums der vier Evangelien des Neuen Testaments nennt Matthäus als dessen Verfasser und verweist auf den Zöllner von Kafarnaum, den Jesus nach Mt 9,9 und 10,1-10,4 in den Kreis der zwölf Apostel berief: **„Als Jesus weiterging, sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Matthäus auf und folgte ihm“** (Mt 9,9). **„Dann rief er seine zwölf Jünger zu sich ... Die Namen der zwölf Apostel sind: an erster Stelle Simon, genannt Petrus, und sein Bruder Andreas, dann Jakobus, der Sohn des Zebedäus, und sein Bruder Johannes, Philippus und Bartholomäus, Thomas und Matthäus, der Zöllner, Jakobus, der Sohn des Alphäus, und Thaddäus, Simon Kananäus und Judas Iskariot, der ihn später verraten hat“** (Mt 10,1-10,4).

Matthäus schrieb sein Evangelium für die „Judenchristen“, zeigte ihnen, dass Jesus der von ihnen erwartete „Messias“ (Erlöser) ist und ordnete seine Worte zeitlich und thematisch: Die Vorgeschichte (1,1-2,23), die Vorbereitung des Wirkens Jesu (3,1-4,11), das Wirken von Jesus in Galiläa (4,12-18,35), Jesu Wirken in Judäa und Jerusalem (19,1-25,46) und das Leiden und die Auferstehung von Jesus (26,1-28,20). Nach der Lehre des Christentums beruht das Evangelium (bestehend aus den vier Evangelienbüchern nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes) auf göttlicher Inspiration. So verstand das auch Rembrandt für sein hier gezeigtes Bildnis „Matthäus und der Engel“. Matthäus scheint auf dem Bild mehr auf seine innere Stimme als auf die Einflüsterung des Engels zu lauschen.

1.2 Einführung in die Bibelstelle

Nach der Bibel erhob Jesus Christus den Anspruch, der Retter und Heilbringer zu sein, den Gott im Alten Testament verheißen hatte. Die Worte von Jesus wurden schon früh in Evangelienbüchern aufgezeichnet, um sie für die Glaubensunterweisung, die Verkündigung im Gottesdienst und für die Missionspredigt verwenden zu können. Sie bezeugen, jedes auf seine Weise, das eine Evangelium von Jesus Christus. Ihre literarische Form zeigt an, dass die Evangelien Sammelwerke, Verkündigung der Offenbarung und nicht Biographien Jesu sind. Ursprünglich einzeln weitergegebene Überlieferungsstücke über Worte und Taten von Jesus sind von den Evangelisten gesammelt und durch redaktionelle Überleitungen zu einem Ganzen zusammengefügt worden.

Das Wort „Evangelium“ stammt aus dem Griechischen und bedeutet „gute Nachricht“, „frohe Botschaft“. Mit diesen Worten benannten die Christen ihre Verkündigung von dem endgültigen Heil, das Gott durch Jesus Christus allen Menschen anbietet.

Von den insgesamt 28 Kapiteln des Matthäus-Evangeliums umfassen die Kapitel 5-7 die Verkündigungen des Messias (5,1-7,29), die auch Bergpredigt genannt werden, weil sie auf einem Berg von Jesus an seine Jünger gerichtet wurden. „Das unmittelbare Zielpublikum der gesamten Rede war der Zwölferkreis, der als ‚Sauerteig‘ die Teigmasse des Volkes durchwirken und durchgären sollte ... Er spricht nicht nur zu den Jüngern, sondern er spricht durch die Jünger dann doch auch zum Volk und ... nicht nur zum Volk Israel, sondern zu allen Menschen“ (Lapide). Die Bergpredigt ist wohl in einer der beiden Muttersprachen von Jesus gesprochen worden: Aramäisch oder Hebräisch. „Die Bergpredigt ist Buchstabe für Buchstabe gezeichnet von der Berührung durch das Heilige. Wie kaum ein anderer Text legt sie Zeugnis ab von der Begegnung des Menschen mit Gott ... Jesus, der Bergprediger, benennt mit dem Wort Gott Phänomene, die schlechthin außerhalb menschlicher (geistiger) Reichweite liegen“ (Weder). „Echter Realismus hingegen ist die heilsdurstige Ungeduld, die durch diese Bergpredigt braust und weht und sich standhaft weigert, das Heute gutzuheißen oder irgendeinen Status quo heilig zu sprechen. Im brennenden Bewusstsein der Mangelhaftigkeit aller Menschenwerke ergeht hier der Aufruf zum Exodus der Weltverbesserung ... der das Ziel der Bibel ist ... Diese Bergpredigt ist völlig realistisch, wenn unsere zerstrittene Welt nicht an Selbstzerfleischung zugrunde gehen soll. Sie ist, aufs Ganze gesehen, kein utopischer Wolkentraum, sondern ein nüchternes Rezept zum Überleben“ (Lapide). Als „Rezept zum Überleben“ steht die Bergpredigt hoch über einzelnen Lebensbereichen wie z. B. der Arbeits- und Berufswelt. Unmittelbar und ausschließlich darauf bezogene Ausführungen zur Arbeitsethik kommen darin nicht vor. Das Thema der Seligpreisungen geht weit über die Bedeutung für bestimmte Bildungsbereiche hinaus und hat allgemeine Gültigkeit für das Handeln der Menschen.

Matthäus hat aus der Bergpredigtüberlieferung, die bei Lukas nur 30 Verse umfasst (Lk 6,20-49), und aus anderen Jesusworten eine große Rede über die wahre Gerechtigkeit geschaffen. Er stellt Jesus dabei als den neuen Moses dar, der auf einem Berg die rechte Auslegung des Gesetzes lehrt (5,1f.). Der Berg, auf dem Jesus lehrt, entspricht dem Berg Sinai des alten Bundes. Die Bergpredigt bildet eine Art Katechismus für das Leben als Jünger Jesu. Am Anfang der Bergpredigt (Mt 5,3-5,11) stehen die neun Seligpreisungen. Nach der Einleitung (Mt 5,1-5,2) beginnen alle neun Sprüche mit dem Wort „Selig“. Alle neun Sprüche begründen die Seligsprechung mit einem Denn-Satz. Formal fällt die neunte Seligsprechung etwas aus dem Rahmen. Sie ist nicht nur am längsten, sondern sie ist auch in der zweiten Person Plural formuliert, spricht also bestimmte Menschen an, während alle anderen in der dritten Person Plural allgemein über Menschen sprechen.

1.3 Die Bibelstelle Matthäus 5,1-5,12 (Seligpreisungen der Bergpredigt)

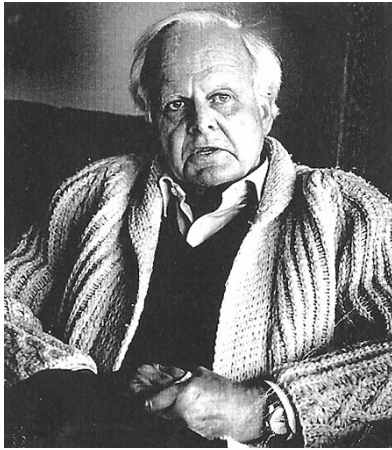
Einheitsübersetzung (Abdruck)	Übersetzung C.-F. von Weizsäcker <i>*freie persönliche Übersetzung</i>
Als Jesus die vielen Menschen sah, stieg er auf einen Berg. Er setzte sich. Und seine Jünger traten zu ihm. ²Dann begann er zu reden und lehrte sie. ³Er sagte: "Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich. ⁴Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden. ⁵Selig, die keine Gewalt anwenden; denn sie werden das Land erben. ⁶Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden. ⁷Selig die Barmherzigen; denn sie werden Erbarmen finden. ⁸Selig, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen. ⁹Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden. ¹⁰ Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihnen gehört das Himmelreich. ¹¹Selig seid ihr, wenn ihr um meinetwillen beschimpft und verfolgt und auf alle mögliche Weise verleumdet werdet. ¹²Freut euch und jubelt: Euer Lohn im Himmel wird groß sein, denn so wurden schon vor euch die Propheten verfolgt.	<i>5,1: Als er die Massen sah, stieg er auf den Berg, setzte sich und</i> <i>5,2: seine Jünger kamen zu ihm. Und er tat seinen Mund auf und lehrte sie, sagend:</i> <i>5,3: Selig sind die Bettelmönche, denn für sie ist das Reich der Himmel da.</i> <i>5,4: Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.</i> <i>5,5: Selig die Mildten, denn sie werden das Land Israel erben.</i> <i>5,6: Selig, die hungern und dürsten, Gerechte zu sein, denn sie sollen satt werden.</i> <i>5,7: Selig die Erbarmenden, denn sie werden Erbarmen finden.</i> <i>5,8: Selig die im Herzen Reinen, denn sie werden Gott sehen.</i> <i>5,9: Selig die Bringer des Friedensreichs, denn sie werden Gottes Söhne heißen.</i> <i>5,10: Selig, die verfolgt werden, weil sie Gerechte sind, denn für sie ist das Reich der Himmel da.</i> <i>5,11: Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und über euch alles Böse lügnerisch sagen um meinetwillen.</i> <i>5,12: Freut euch und jubelt, denn euer Lohn wird groß sein im Reich der Himmel. So haben sie die Propheten vor euch verfolgt.</i>

Die Gegenüberstellung von zwei verschiedenen Übersetzungen zeigt das grundsätzliche Problem einer treffenden Bibelübersetzung. „Diese Lust am Gesetz des Herrn ... hat zu einer schier unerschöpflichen Vielfalt der Bibeldeutungen geführt, und zwar nach dem rabbinischen Grundsatz, dass jedem Wort der Heiligen Schrift 70 Auslegungsmöglichkeiten innewohnen ...

Dieser Exegetenfreiheit bedient sich natürlich auch Jesus in seiner oft spannungsvollen, aber immer bibelgetreuen Thoraauslegung (Gesetzbuch des Judentums, der Pentateuch), auf der die Bergpredigt beruht und die der eigentliche Schlüssel zu den Seligpreisungen ist“ (Lapide). Das lässt die Konturen des Übersetzungs- und Deutungsproblems der Bibel erahnen.

Die Übersetzung von Carl Friedrich von Weizsäcker erhebt keineswegs den Anspruch, gegenüber der Einheitsübersetzung treffender zu sein. Andere Übersetzungen, insbesondere die Übersetzung von Martin Luther, die am Anfang von Reformation und Spaltung der Christen in Katholiken und Protestanten steht, werfen ein grelles Licht auf das Übersetzungsproblem, weil jede Übersetzung gleichzeitig auch eine Interpretation des Urtextes ist. Die mit der Einheitsübersetzung angegebenen Verweise (kleiner gedruckt) auf andere, thematisch entsprechende Bibelstellen werden hier nicht aufgegriffen, um das Kapitel nicht zu überdehnen. Sie sind aber zum Schluss in den Anmerkungen genannt. Weizsäckers Übersetzung wurde hier nicht nur deshalb ausgewählt, um auf das Übersetzungs- und Deutungsproblem hinzuweisen, sondern vor allem, um seinen nachfolgenden Bericht (a), Kommentar (b) und seine Deutung (c) zur Bergpredigt besser verstehen zu können. Weizsäcker kommentiert die Bergpredigt nach der philosophischen Ethik, was schon aus seiner Übersetzung ersichtlich ist. Grund für die Auswahl von Weizsäckers als Interpret der Seligpreisungen war seine herausragende Stellung in Physik, Politik, Religion und Philosophie, womit ein breiter Ansatz gegeben ist. Zudem gelten seine Veröffentlichungen als gut verständlich auch für breitere Leserkreise. Die nachfolgend in Auszügen wiedergegebene, von ihm selbst veröffentlichte Biographie erhielt den Vorzug vor den sonst üblichen Kurzdarstellungen berühmter Persönlichkeiten in einschlägigen Nachschlagewerken. Sie ist authentischer und zeigt wesentliche Züge seiner Persönlichkeit, die in fremden Kurzdarstellungen fehlen, aber wichtig sind für seine Befassung mit diesem Bibeltext. Dass dadurch von Weizsäckers humanistische und tolerante Auffassung zum Religionspluralismus zum Ausdruck kommt, den vielleicht nicht alle Christen mit vollziehen können, unterstreicht seine grundsätzlich liberale Lebenshaltung. Die Auszüge aus der Biographie sind – ebenso wie die folgenden Auszüge aus „Der Garten des Menschlichen“ – ohne die bei wissenschaftlichen Texten übliche Auslassungskennzeichnung (...) wiedergegeben, um den Charakter eines Lesebuches nicht zu stören.

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: Carl-Friedrich von Weizsäcker – Biographisches



Carl-Friedrich von Weizsäcker
(1912- 2007)
(Foto: Maslankowski)

Weizsäcker erzählt selbst aus seinem Leben: „Zu meinem 12. Geburtstag, im Juni 1924, wünschte ich mir eine drehbare, also auf Tag und Stunde einstellbare Sternkarte. Bald danach gingen wir von Basel, wo mein Vater deutscher Konsul war, für die Sommerferien in die einsame Pension Munt Crosin im Berner Jura. Mit meiner Karte entwich ich von den Menschen in die warme, wunderbare Sternennacht, ganz allein. In der unaussprechbaren Herrlichkeit des Sternenhimmels war irgendwie Gott gegenwärtig. Wäre es möglich, auch in den letzten Gesetzen der Physik einen Abglanz Gottes zu finden? Vielleicht ein Jahr vorher hatte ich begonnen, im Neuen Testament zu lesen. Die Wahrheit der Bergpredigt traf mich und beunruhigte mich tief. Wenn dies wahr war, war mein

Leben falsch und vielleicht unser aller Leben. In der Kindlichkeit des Zwölfjährigen hatte die Bergpredigt meinen Glauben an die Berechtigung der bürgerlichen Gesellschaft erschüttert. Ich musste noch lernen, dass, wenn wir zu hören begonnen haben, Gott immer ruft, und, später, dass Gott nicht über mir ist, auch nicht in mir, sondern ich in Gott bin.

Meine Mutter brachte eines Tages den 25jährigen Werner Heisenberg in unser Haus, den sie an einem Musikabend kennen gelernt hatte, wo er Klavier gespielt und sich mit ihr freundschaftlich über die Jugendbewegung gestritten hatte. Dieser Besuch entschied über meinen Weg. Als ich dann in den Prima-Jahren entdeckte, dass das, wonach ich eigentlich strebte, bei den Menschen Philosophie heißt, war ich in Versuchung, dieses Fach zu studieren. Da meinte er, um fürs zwanzigste Jahrhundert relevante Philosophie zu machen, müsse man Physik können; Physik könne man nur lernen, indem man sie ausübe; auch bringe man Physik am besten vor dem dreißigsten, Philosophie am besten nach dem fünfzigsten Lebensjahr zuwege. Ich folgte dem Rat, studierte theoretische Physik und habe das nie bereut.

Dass ich als Lutheraner erzogen bin, kann kein Argument für die Richtigkeit des Luthertums sein; dass ich als Christ getauft bin, beweist nicht die Falschheit der asiatischen Religionen; dass ich aus einer religiösen Tradition komme, beweist nicht die Wahrheit der Religion. Es hat mich seitdem, bis heute, gewundert, dass es gebildete religiöse Menschen gibt, die diese einfachen Denkschritte nicht vollzogen haben.

Mein Freund Georg Picht führte mich schrittweise in Kant, Aristoteles, Platon ein. Niemand darf dogmatisch beanspruchen, im Besitz der Wahrheit zu sein. Wahrheit muss tolerant vertreten werden, denn sie wird nur in einer Haltung freier Diskussion gefunden. Schranken meiner Freiheit sind die Freiheit der anderen und die Wahrheit. Diesen letzten Doppelsatz kann man von Kant lernen.

Dass der Kern meines Denkens naturwissenschaftlich-religiös und nicht politisch ist, kann ich vielleicht daraus ablesen, dass es mich in Physik und Religion nie Mühe gekostet hat, anders

zu denken als meine gesamte Umwelt, während ich in der Politik, wenngleich lernbegierig und kritisch, den Zeitbewegungen gefolgt bin. In Amerika traf ich mit Quäkern zusammen und begann Gandhi zu lesen.

Obwohl ich fleißig auch Aristoteles, Descartes, Hegel, Heidegger und die modernen Logiker studiert habe, hat ein Jahrzehnt nur ausgereicht, um zwei Philosophien einigermaßen gründlich durchzuarbeiten: zuerst Kant, dann Platon. Ich weiß, wie weit ich noch hinter gründlicher Kenntnis und adäquatem Verständnis Kants und Platons zurückbleibe, aber ich denke mir, wenn ich ihnen auf den Wiesen des Hades begegnete, würden sie mich eines Gespräches würdigen. Platon ist – wenn es nicht zu anmaßend ist, so etwas zu sagen – der einzige Philosoph, bei dem ich mich in der Heimat gefühlt habe. Ich könnte wohl, wenn ich noch einmal sechs Jahre darauf zu wenden hätte, ein zeitgetreues und viel großartigeres Bild seiner Philosophie ausführen. Das ist zu tun, ist aber vermutlich nicht das Los, das ich mit dieser Inkarnation gezogen habe.

Ich habe die Frage ausgespart, wie ich mich zur christlichen Kirche verhielt. Als Sechzehnjähriger war ich innerlich nicht mehr an sie gebunden, aber ich kam früh zu der Meinung, es diene zu nichts, den Ort zu verlassen, an den gestellt man sich vorgefunden hat; ich bin stets, und nicht unwillig, Mitglied der lutherischen Kirche geblieben. Die Beziehung zur Theologie aber verdanke ich fast ausschließlich einem Manne, der kein akademisch ausgebildeter Theologe war: dem Mathematiker Günther Howe, den ich 1930 in Marburg kennengelernt hatte. Und es fiel mir nun leichter, die in mir stets lebendigen Zitate aus den Reden Jesu so in ein Gespräch einfließen zu lassen, dass sie zur konkreten Situation passten. Nun konnte ich auch die Bergpredigt ein Stück weit auslegen, d. h. mit meinem modernen Bewusstsein verbinden. Die Bergpredigt wird überall verstanden, denn sie appelliert an das, was den Menschen zum Menschen macht. Dass Heilung möglich ist, damit kommen wir in die eigentliche Schicht, die darum mit Grund in der Redaktion als Prolog vorangestellt ist: den Indikativ (Merkmal, Heilanzeige) der Seligpreisungen: Selig sind die Friedensmacher, denn sie werden Gottes Söhne heißen, selig sind die nach dem Geist Verlangenden, denn ihrer ist das Reich der Himmel. Den Indikativ der Seligpreisungen kann man auch so interpretieren, dass Sein und Sollen zusammenfallen und das Schlechte ein Mangel an Sein ist. So hat die kirchliche Tradition den Platonismus aufgenommen und hat damit vermutlich tiefer gesehen als die moderne protestantische Theologie.“

Zu Weizsäckers Leben und Werk wäre über die vorstehende Selbstdarstellung hinaus noch viel aus einschlägigen Nachschlagewerken zu ergänzen. Hier erscheint es ausreichend, darauf hinzuweisen, dass sein wichtigstes Anliegen in späteren Lebensjahren die Kriegsverhütung wurde. 1970 übernahm der druckreif formulierende, sich einer „bestechend einfachen und verständlichen Sprache“ (Munzinger-Archiv, Eintrag vom 28.06.1997) bedienende Weizsäcker die Leitung des auf seine Anregung in Starnberg gegründeten Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der technisch-wissenschaftlichen Welt, das 1980 aus Mangel an geeigneten Nachfolgern für Weizsäcker wieder geschlossen wurde. 1979 wurde ihm von maßgebenden politischen Stellen die Kandidatur für die

Bundespräsidentschaft angetragen, was Weizsäcker jedoch ablehnte. Die große Zahl seiner Veröffentlichungen gilt den in seiner vorstehenden Selbstdarstellung genannten vier Bereichen, darunter auch der Religion. Carl-Friedrich von Weizsäcker starb am 28. April 2007 in Starnberg.

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Carl-Friedrich von Weizsäcker hat sich mehrfach zur Bergpredigt und insbesondere zu deren Anfang, den Seligpreisungen, geäußert, vor allem in seinem 1977 erschienenen Buch „Der Garten des Menschlichen“, mit dem er auch die vorstehende Selbstdarstellung veröffentlicht hat. Die meisten Beiträge dieses Buches sind von vornherein unter dem Gesichtspunkt geschrieben, einmal als Teil einer lockeren – gartenähnlichen – Darstellung der Fragen geschichtlicher Anthropologie veröffentlicht zu werden. „Der Garten steht für ein Stück Land, in welchem es viele Wege und noch mehr Blumen und Sträucher gibt“ (Weder). Etwa die Hälfte des Buches wurde zuvor schon anderweitig veröffentlicht. Entstanden ist es vorwiegend aus Vorträgen und Aufsätzen für konkrete Anlässe und spezielle Adressaten. *„Ich kann nicht von der Bergpredigt reden, ohne mich zu ihrer Wahrheit zu bekennen“*, macht die Position deutlich, aus der heraus Weizsäcker als überzeugter Vertreter der Philosophie Platons seine Deutung gibt. *„Ich habe im Sommer 1975 Partien des Neuen Testaments, vor allem den Römerbrief und den Anfang der Bergpredigt, im griechischen Text gelesen. Ich kann nur Griechisch, ich kann nicht Hebräisch. Aus den Texten sprangen mir Wortbedeutungen entgegen, die der mir seit der Kindheit vertraute Luthertext, aber im Grunde die gesamte kirchliche Auslegungstradition, verdeckt hatte. Meine Aufmerksamkeit auf diese Bedeutungen war vor allem sensibilisiert durch die Übung eines Jahrzehnts der Lektüre griechischer Philosophie im Urtext, die mir das philosophische Lehramt geschenkt hatte“*.

Adressaten der Weizsäcker-Texte über die „Seligpreisungen“ sind *„zunächst wissenschaftliche Exegeten des Neuen Testaments, aber schließlich Christen überhaupt“*. Eine weitergehende grundsätzliche Erörterung der Frage über Seligpreisungen enthält das 1. Buch der Nikomachischen Ethik des Aristoteles („Soll man aber auch keinen anderen Menschen selig preisen, solange er lebt“, oder „ist der Mensch dann auch tatsächlich glücklich, wenn er gestorben ist?“, 1100a).

2.3 Spiegelungstext: „Der Garten des Menschlichen“ (Auszüge)

a) Weizsäcker berichtet über Bergpredigt, Altes Testament und modernes Bewusstsein:

Sie fragen mich, ob ich die Bibel lese und was mir diese Lektüre bedeutet. Ich glaube, ich sollte zuerst sagen, dass mir als Kind, ich war etwa elf Jahre alt, die Bibel zu etwas sehr Wichtigem geworden ist. Ich bin in der lutherischen Kirche getauft und aufgewachsen. Ich hatte katholische Freunde. Wenn ich den Text der Bergpredigt las und ich mich fragte:

„Kannst du meinen, das sei nicht wahr?“, mußte ich antworten: „Nein, das kann ich nicht meinen“, bei so durchschlagend wahren Texten wie der Bergpredigt.

Ich habe auch die Interpretation des Alten Testaments durch einen Mann wie Martin Buber kennengelernt. Wenn man theologischer Laie ist, ist es am besten, noch eine kommentierte Ausgabe zur Hand zu nehmen, z. B. aus der Reihe „Altes Testament Deutsch“, damit man ein paar Erläuterungen bekommt; sonst stößt man sich vielleicht daran, dass plötzlich ein Mirakel (Wunder) erzählt wird, oder dass ein schwacher Text mitten zwischen starken Texten steht. So habe ich die Bibel lesen gelernt, endlich frei geworden von dem, wovon die heutige jüngere Generation vielleicht von selber frei ist, von dem Ballast der traditionellen Autorität dieses Buches.

Ich bin dann einmal nach dem Zweiten Weltkrieg in Amerika mit einer Menschengruppe zusammengetroffen, die mir einen tiefen Eindruck gemacht hat. Das waren die Quäker. Ich bin selber kein Quäker geworden; vielleicht ist das Hinüberwechseln von einer Stelle zur andern nicht das, was von uns verlangt ist. Hier lernte ich zum erstenmal eine Gruppe von Menschen kennen, die an die Bergpredigt glaubt. Bei diesen Leuten zeigte sich, dass man so leben kann, mindestens wie man die Bergpredigt versteht. Mein Freund Douglas Steere, Professor an der Quäker-Universität in Haverford, sagte mit leiser Stimme – denn so etwas kann man nicht laut verkünden: Ein Christ ist drei Dinge, grenzenlos glücklich, absolut furchtlos, und immer in Schwierigkeiten. Ich habe gesehen, wie das Glück ausstrahlt, das es bedeutet, das, was man glaubt, auch zu tun.

Ich möchte noch einmal auf den Inhalt der Bergpredigt zurückkommen. Ich kann einem modernen Menschen im allgemeinen nicht ohne weiteres die Texte vorlegen und sagen: hör zu, das ist wahr. Leichter sage ich: sieh zu, das hat einmal jemand gesagt. Freilich kann ich zu den Hindus oder zu den Buddhisten gehen und ihnen diese Texte zeigen, dann sagen sie: „Ja, das wissen wir, das ist wahr, das lehren wir auch.“ Man kann versuchen, in der Bergpredigt drei „Schichten“ zu unterscheiden. Das Erste: die Goldene Regel. „Was du nicht willst, das man dir tu“, so sagen wir im Knittelvers, „das füg auch keinem anderen zu!“ Das steht in der Bergpredigt. Es steht nicht nur in der Bergpredigt, sondern in einer langen Reihe von klassischen, ethischen und religiösen Texten. Die allgemeine Ethik, die Ethik des allgemeinen Gebots, das allen Menschen so zu handeln befiehlt, wie sie selbst behandelt sein wollen, diese Ethik ist auch ohne Religion, außerhalb des religiösen Zusammenhangs, sehr wohl denkbar. Ihre größte Formulierung, die mir bekannt geworden ist, stammt von Kant: „Handle so, dass die Maxime deines Handelns jederzeit Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung werden könne“. Das Zweite: die Gesinnung. Fangen wir mit den überzogen scheinenden Beispielen an. Warum das mit der rechten und der linken Backe? Muss das sein? Das ist nun zunächst nicht so einfach eine Ethik der Selbsterniedrigung. Man könnte ebenso gut sagen, es sei eine Ethik des Stolzes: wenn du mich so treffen willst, triff mich auch auf der anderen Backe; so triffst du mich nicht. Das Dritte: die Seligpreisungen. Es scheint zunächst nicht, dass diese Ethik zur Seligkeit führe. Der Kern der Sache ist mit ihr allein noch nicht erreicht. Lese ich diese Ethik in ihrer unwidersprechlichen Strenge, so kann ich ja nur an mir verzweifeln. Ich muss feststellen, dass ich nicht vollziehe, was ich doch anerkenne.

Was am ersten Anfang der Bergpredigt steht, das sind die Seligpreisungen im Indikativ. Da wird nicht gesagt: „du sollst“, da wird auch nicht gesagt: „du kannst, denn du sollst“, was nur als beleidigend empfunden werden kann, sondern da wird gesagt: „Selig bist du, wenn du den Frieden machst, dann wirst du ein Sohn Gottes heißen. Selig bist, wenn du verlangst, wenn du bettelst nach dem Geist. Dies dein Verlangen wird erfüllt werden“. Die Erfahrung, die in diesem Indikativ ausgesprochen wird, ist der eigentliche Kern. Sie ist das, was macht, dass – wenn ich geläufige und doch missverständliche Begriffe gebrauchen darf – wovon hier die Rede ist, nicht Moral ist, sondern Religion. Das ist es, was meine Hindu-Freunde oder meine buddhistischen Freunde anspricht, so dass sie sagen: Jesus war ein Wissender. Er war eine Inkarnation des Göttlichen. Wie hätte er so sprechen können, wenn er das nicht gewusst hätte.

b) Weizsäcker kommentiert die Seligpreisungen:

5,1/5,2: Er sieht die Massen, die ihm folgen. Wie an mehreren anderen Stellen des Neuen Testaments entweicht er vor den Massen auf einen Berg.

Als er sich gesetzt hatte, kamen zu ihm seine Jünger. Er tut seinen Mund auf und lehrt sie, sagend. An dieser Stelle ist es eindeutig, dass die Bergpredigt nicht zu den Massen, sondern nur zu den Jüngern gesagt ist. Auch nach Lukas 6,20 spricht er die Seligpreisungen zu seinen Jüngern. Auch dort ist eine große Menge in der Nähe. Nach Matthäus 7,28 entsetzen sich die Massen über seine Lehre. So konnte das Bild entstehen, dass Jesus die Bergpredigt zu den Massen gesprochen habe. Es scheint mir aber, dass wir uns an die klaren Einleitungsworte zu halten haben: Die Bergpredigt ist an den auserwählten Kreis der Jünger gerichtet.

5,3: Was heißt selig? Was selig heißt, weiß man ja auch nicht so einfach. Gleichsam liturgisch (auf den Gottesdienst bezüglich) wird das Wort wiederholt. Es wird unerklärt eingeführt, aber die jeder Seligpreisung nachfolgende Begründung, ebenso stereotyp mit „denn“ eingeleitet, scheint den Inhalt der Seligkeit zu beschreiben.

Denn ihrer ist die Herrschaft der Himmel. Der Text legt nahe, dass sie selig sind, weil sie die Herren im Reich der Himmel sind. In der Übersetzung habe ich nicht gewagt, so weit zu gehen, und habe nur gesagt, denn für sie ist das Reich der Himmel da. Jedenfalls steht hier kein Futurum. Jetzt schon ist ihrer das Reich der Himmel. Die Seligpreisung ist weder ein bloßes Rühmen noch ein bloßes Versprechen für die Zukunft, sondern sie ist eine Beschreibung der Gegenwart. Wer aber ist selig?

Die Übersetzung „die Bettelmönche“ ist nicht ganz genau, aber ich habe kein präzises deutsches Wort gefunden, das die übliche spiritualisierende Deutung so, wie es mir jetzt notwendig erscheint, ausschließt. Es ist philologisch bedenklich, eine nur einmal vorkommende Wortbedeutung zu statuieren, wenn an der betreffenden Stelle die übliche Bedeutung einen guten Sinn gibt. Ich glaube also, dass die erste, gewiss exemplarische, wenn nicht schon allumfassende Seligpreisung Menschen seligpreist, die im alltäglichen Sinne bettelarm sind. Nach Matthäus 10,10 schreibt Jesus den Jüngern vor: Schaffet euch kein Gold noch Silber noch Münze an in eure Gürtel, keine Tasche auf dem Weg, keine zwei Röcke,

noch Schuhe, noch Stock; denn der Arbeiter verdient seine Nahrung. Lukas 18,25: Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes eingehe.

5,4: Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Ein ganz einfacher, leicht verständlicher Satz. Er ist verständlich, weil er die Kraft des Trostes selbst hat, von der er spricht. Trösten kann, wer den Trauernden direkt anreden kann, im Wissen von der Seligkeit, die der Trauer verheißen ist. Solches direkte Wissen spricht aus allen überlieferten Worten Jesu.

5,5: Selig die Milden, denn sie werden das Land erben. Ich wähle mild eigentlich nur, um ein so kurzes Wort wie das griechische zu benützen, und weil Luthers große Sprachschöpfungen eben durch ihre eine ganze Tradition prägende Stärke teilweise zu nicht mehr befragten Klischees der Sprache geworden sind. Alle Korrekturen an Luthers Text leiden ja die Not, sprachlich schwächer sein zu müssen als er.

Luther übersetzt „sie werden das Erdreich besitzen“. Er lässt damit das Wort auf die Ausdehnung des Reichs der Himmel über die ganze Erde vordeuten. Das Land ist in der jüdischen Tradition bis heute das Land Israel. Die Milden, also nicht die Zeloten (Glaubenseiferer), nicht die blutigen Revolutionäre, werden das verheißene Land Israel als ihr Erbteil empfangen. So gelesen enthält der Satz einen politischen Anklang, der jedem Zeitgenossen Jesu auffallen musste, und der genau mit der vielfach bezeugten Einstellung Jesu zum Zelotentum übereinstimmt. Diese Deutung würde das Wort mild oder sanftmütig aus seiner traditionellen Blässe erlösen und auch in ihm den Bezug auf konkrete, harte Entscheidungen ahnen lassen.

5,6: Selig, die hungern und dürsten, Gerechte zu sein. Sozialkritische Leser des Neuen Testaments könnten hier in Versuchung sein, die Gerechtigkeit, nach der die Menschen hungern und dürsten, als die soziale Gerechtigkeit, die gerechte Gesellschaftsordnung, oder bescheidener als gerechte Behandlung durch die Herrschenden zu verstehen. In der biblischen Tradition aber ist Gerechtigkeit eine Tugend, die Eigenschaft eines jeweiligen Menschen, und höchstens sekundär einer Gesellschaftsordnung. Dem steht nicht entgegen, dass vor allem in den vorexilischen Teilen des Alten Testaments stets das ganze Volk angesprochen wird und der Einzelne als Glied des Volkes. Auch hier wird nämlich nicht die Gesellschaftsordnung als gerecht verstanden, sondern das Volk als ein Volk von Gerechten.

In der Zeit Jesu, welthistorisch gesagt im Römischen Reich, ist dann der direkte politische Sinn aller personalen Ethik, der in Israel der frühen Propheten so selbstverständlich ist wie in der griechischen Polis-Philosophie bis und mit Platon und Aristoteles, dadurch verschüttet, dass fast niemand mehr an der politischen Verantwortung teil hat.

Der Hörer Jesu in Palästina kann sich als einen Hungernden und Dürstenden nach Gerechtigkeit nur so verstehen, dass er sein eigenes Zurückbleiben hinter der Forderung, gerecht zu sein, erkennt.

5,7: Selig die Erbarmenden, denn sie werden Erbarmen finden. Wieder einer dieser wunderbar einfachen Sätze, die Trost geben, weil sie Trost sind. Auch dieser Satz spricht das schlagende spontane Wissen aller Menschen von einer Grundbeschaffenheit menschlichen Verhaltens an: Gleiches ruft Gleiches wach, Liebe erzeugt Liebe, Erbarmen erzeugt Erbarmen.

5,8: Selig die im Herzen Reinen. Hier ist ein tiefwurzelndes magisches Verlangen am Werk, dessen seelische Herkunft der Erforschung wert wäre. Jesus weist seine Zeitgenossen an vielen Stellen auf den eigentlichen Sinn des Reinheitsstrebens. So zur rituellen oder medizinischen Reinheit der Speisen: Merket ihr nicht, dass alles, was von außen in den Menschen eingeht, ihn nicht verunreinigen kann, weil es nicht in sein Herz kommt, sondern in den Bauch ... Das, was auch von den Menschen ausgeht, das verunreinigt den Menschen. Denn von inwendig aus dem Herzen der Menschen gehen hervor die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habsucht, Bosheiten, Trug, Schwelgerei, böser Blick, Lästerung, Hochmut, Leichtsinn. Alles dieses Böse geht von innen aus und verunreinigt den Menschen (Mk 7,18-23). Im Herzen sollen wir rein sein. Das Herz – das sind die Affekte. Wir finden uns aber unreinen Herzens vor. Wie können wir im Herzen rein werden? Das Entscheidende wird das Verlangen nach Reinheit sein, eben das Hungern und Dürsten nach der Gerechtigkeit, denn offenbar ist die Gerechtigkeit eben die Reinheit des Herzens von den bösen Affekten. Aber es gibt auch eine eigene Arbeit an der Reinigung.

Denn sie werden Gott sehen. Gott zu sehen ist die höchste Verheißung, die einem Menschen gegeben werden kann. Es ist die Seligkeit. Der Kommentator darf hier nur Missdeutungen fernhalten. So wenig wie bei den anderen Seligpreisungen darf man annehmen, dass diese Verheißung auf ein Sehen jenseits des Grabes gehe. Sie gilt hier und jetzt, in der Zukunft, die schon begonnen hat. Die protestantische Theologie unseres Jahrhunderts hat sich hier durch eine richtige Beobachtung in eine Sackgasse führen lassen. In der griechischen Philosophie ist die sinnliche Metapher (bildlicher Ausdruck) der höchsten Erkenntnis das Sehen. In der Bibel ist die sinnliche Metapher des Verhältnisses zu Gott das Hören. Wer Gott sieht, muss sterben, ist freilich eine biblische Einsicht. Auch das Sehen Gottes, das Jesus verheißt, geschieht nicht anders als um den Preis eines Todes.

5,9: Selig die Friedensmacher, denn sie werden Gottes Söhne heißen. Die Frage ist wiederum, wie die Friedensmacher den Frieden machen. Ich sehe keine andere Deutung, als dass der Friede, den die Welt nicht kennt, kommt, indem das Reich der Himmel kommt. Deshalb habe ich die paraphrasierende Übersetzung „die Bringer des Friedensreichs“ gewagt.

5,10: Selig die wegen der Gerechtigkeit Verfolgten. Wenn oben die Gerechtigkeit richtig gedeutet wurde, so sind es die um ihrer Gerechtigkeit willen Verfolgten, also die, die verfolgt werden, weil sie Gerechte sind. Es bleibt nur die inhaltliche Frage: wie kommt es dazu, dass Menschen verfolgt werden, weil sie Gerechte sind? Wir wissen, dass auch die Verfolgten so gut wie immer nicht schlechthin gerecht sind; so kann der Verfolger sich fast stets auch vor der Welt und insbesondere vor sich selbst mit ihren Untugenden entschuldigen. Aber das zentrale Faktum drückt unser Text genau aus. Der wahre Grund der Verfolgung sind nicht

ihre Untugenden, sondern der wandelnde Vorwurf ihrer Gerechtigkeit. Die Seligpreisungen sind in einer Situation der Verfolgung gelesen und verstanden worden, damals und später.

5,11: Denn ihrer ist das Reich der Himmel. Die Komposition endet mit der Verheißung, mit der die erste Seligpreisung begonnen hat.

5,12: Ein Nachtrag, ordnet die Verfolgung in die Geschichte ein.

c) Weizsäcker deutet die Seligpreisungen:

Der Text, dessen Anfang wir gelesen haben, hat zwei Jahrtausende nicht zur Ruhe kommen lassen. Wer ihn, von neuem von ihm betroffen, von neuem zu deuten versucht, der wird sich wahrscheinlich bald in dem Schema einer der Deutungen vorfinden, die die Vergangenheit schon gegeben hat. Deshalb mag es zur Selbstkritik beitragen, sich diese Deutungen im Überblick zu vergegenwärtigen.

Menschen, für welche die Bergpredigt nicht eine überlieferte Autorität ist, haben es leichter, sie unbefangen und direkt zu lesen. Sie müssen keine Angst haben, zu lesen, was dasteht, denn wenn es sie nicht überzeugt, dürfen sie es ja verwerfen oder auf sich beruhen lassen.

Das Problem der katholischen Kirche war ihr historischer Sieg, die Verwandlung in eine große, schließlich herrschende Religionsgemeinschaft. Die sittliche Pflicht eigener politischer Verantwortung, ein der Urgemeinde fernes Erlebnis, wurde für sie zur Realität. Die nah erwartete Wiederkunft Christi war nicht eingetreten. Niemand hat die Geschichte stärker verändert als die Christen, die auf nichts anderes gewartet haben als auf das Ende der Geschichte. Die Christen mussten eine Welt verwalten, auf deren Ende sie hofften. Rückblickend darf man pointierend sagen: Niemand hat die geschichtliche Welt so radikal verändert wie die Christen, die auf nichts als das Ende der Geschichte hofften. Das gilt zumal, wenn man in den säkularisierten (verweltlichten) Nachfolgern der überzeugten Christen Träger der christlichen Dynamik erkennt. Diese Dynamik hat sich immer wieder an den radikalen Forderungen der Bergpredigt entzündet; schon dass die Kirche solche Texte überlieferte, auch wenn sie nicht nach ihnen lebte, ließ die Ruhe nicht dauernd eintreten. Aber zugleich musste die Kirche eine Ethik, eine Moraltheologie entwickeln, die ihr gestattete, allen ihren Gliedern einhaltbare Handlungsvorschriften zu geben – eine Vorbedingung eines stabilen sozialen Gefüges.

Man darf hier noch einmal pointieren: Der Beitrag, den der Kontemplative für die Gesellschaft leistet, besteht gerade in seiner Kontemplation. Ein ethisch so fragwürdiges, intellektuell so unerleuchtetes, durch und durch ambivalentes Gebilde wie die menschliche Gesellschaft der Hochkulturen bis auf den heutigen Tag kann nur dann das Abgleiten in die Selbstzerstörung aufhalten, wenn immer einige in ihr leben, die um der Wahrheit willen die Teilnahme an ihren Tätigkeiten radikal verweigern. Und fast nur dort, wo Christen das wagten, blühte das spontane Verständnis der Bergpredigt auf.

Die Protestanten haben es mit der Bergpredigt schwerer als die Katholiken. Mit der Abschaffung des Mönchtums, der Aufhebung der Lehre von den evangelischen Ratschlägen, der These vom allgemeinen Priestertum, dem neuen Ernstnehmen aller Gebote, und, wenigstens bei den Reformierten, der presbyterialen Verfassung, ist der Protestantismus auf dem Wege der neuzeitlichen Demokratisierung. Um unter diesen Voraussetzungen die Bergpredigt erträglich zu machen, muss man sie stärker in eine bloße Forderung an die Gesinnung, die Innerlichkeit umdeuten.

Hinter der protestantischen Spannung steht als letzter Grund, vielfach unbewusst, wieder die Bergpredigt. Die Selbstkritik, an der Luther im Kloster scheiterte, entstammt einer Erkenntnisstufe, die in der Bergpredigt gelehrt wird. Den Trost, die Rettung freilich fand er nicht bei den Worten Jesu, sondern bei einem Nachfolger, der schon ein ähnliches Problem hatte wie Luther selbst, bei Paulus, in der Rechtfertigung durch den Glauben. Die christliche Tradition sieht die sittlichen Probleme als ein personales Verhältnis zwischen Gott und Mensch und daher unter dem Titel der Rechtfertigung. So wurde es für Luther offenkundig, dass mönchische Askese nicht als eine Leistung gerechtfertigt werden kann, die der Mensch darbringt, um Gottes Willen genugzutun. Ihr realer Sinn, die Erreichung eines in der Tat in aller bisherigen Geschichte nur wenigen Menschen zugänglichen inneren Zustands zu erleichtern, wurde nun mitsamt der Werkgerechtigkeit verworfen. Mit der Rechtfertigung durch den Glauben ist aber das Gesetz nicht aufgehoben, und so wurde jetzt de facto die Ethik der Bergpredigt, als Jesu Auslegung des Gesetzes, zu einer Forderung an alle Gläubigen.

3. Anmerkungen

Hier die mit der Einheitsübersetzung angegebenen Verweise (s. 1.3, S. 88) auf andere thematisch entsprechende Bibelstellen:

Zu Mt 5,1-12 : Lk 6,20-26

1-7 und 29: Lk 6,20-49.

3: Jes 61,1

4: Jes 61,2

5: Ps 37,11

7: Mt 18,33

8: Ps 24,3 f.

10: 1 Petr 3,14

11: Mt 10,22; Apg 5,41; 1 Petr 4,14

12: Mt 23,30; Hebr 11,32-38.

4. Arbeitsvorschläge

1. Was bedeutet es, dass ein Christ grenzenlos glücklich, absolut furchtlos und immer in Schwierigkeiten ist?
2. Welche drei „Schichten“ lassen sich in der Bergpredigt unterscheiden?
3. Was bedeutet es, dass die Seligpreisungen immer als Indikativ (Wirklichkeitsform) formuliert sind?
4. Warum ist die Bergpredigt nicht nur an die Jünger Jesu, sondern auch an das Volk gerichtet?
5. Was bedeutet nach den Seligpreisungen „selig sein“?
6. Wie kann man im Herzen rein werden?
7. Wie kommt es, dass Menschen verfolgt werden, weil sie Gerechte sind?
8. Was bedeutet es, dass die Seligpreisungen in einer Situation der Verfolgung gelesen und verstanden wurden?
9. Was bedeutet es, dass die Christen eine Welt verwalten müssen, deren Ende sie erhoffen?

5. Quellen

- Die Bibel. Einheitsübersetzung. Altes und Neues Testament, Freiburg/Basel/Wien 1995, Seiten 1085-1127
- Weizsäcker, Carl-Friedrich von: Der Garten des Menschlichen, München/Wien 1977, Seiten 15-32, 444-453, 488-508, 553-597
- Lapidé, Pinchas/Weizsäcker, Carl-Friedrich von: Die Seligpreisungen, Stuttgart und München 1985, 102 Seiten
- Weder, Hans: Die „Rede der Reden“. Eine Auslegung der Bergpredigt, Zürich 1987, 251 Seiten

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Kapitelbearbeitung: Dr. Willi Maslankowski, Königswinter

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.
<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>

DIE HEIMKEHR DES VERLORENEN SOHNES

Schuld, Buße und Versöhnung – zwischen Scheitern, Versagen und Neubeginn



Darstellung des Evangelisten Lukas im Xantener Dom
(Foto: E. Läufer, Kirchenzeitung Erzbistum Köln)

Wenn ein Kind erwachsen geworden ist oder meint, es sei erwachsen, verläßt es nicht selten in tiefem Unfrieden das Elternhaus. Die Eltern leiden daran, besonders dann, wenn eine völlige Trennung entsteht. Nimmt das Kind nach vielen Jahren, unglücklich geworden, die Verbindung zu den Eltern wieder auf oder kehrt vielleicht gar in das Haus zurück, ist meist die Freude der Eltern groß und alle Betrübniß vergessen. Geschwister, die treu zu den Eltern hielten, für sie sorgten und vielleicht eigene Belange zurückstellten, haben es nicht leicht, in die grenzenlose Freude einzustimmen. Eine solche Begebenheit berichtet die Bibel im häufig zitierten Gleichnis vom verlorenen Sohn.

1.1 Der Autor der Bibelstelle: Evangelist Lukas

Wenig ist über diesen Evangelisten bekannt, da im Altertum die Autoren kaum über sich selbst schrieben. Dreimal wird er in der Heiligen Schrift genannt: im Philemonbrief des Paulus (24,2), im Timotheusbrief (4,11) und im Kolosserbrief (4,14). Daraus können wir entnehmen, dass der Autor Arzt ist oder ärztlich gebildet, Heidenchrist, Begleiter des Apostels Paulus und aus Antiochien kommend. In der ambrosianischen Bibliothek in Mailand gibt es einen Text aus dem 2. Jahrhundert, in dem es heißt: „Dieser Lukas ist ein Arzt, den Paulus nach Christi Himmelfahrt als Reisegefährten mit sich genommen hat. Er hat das Evangelium in seinem Namen auf Grund des Gehörten verfasst, er hat den Herrn selbst gesehen, deswegen hat er geschrieben, was ihm an Quellen zugänglich war.“

Von ihm stammen das Evangelium und die sich daran anschließende Apostelgeschichte, die erste Kirchengeschichte (siehe Apostelgeschichte 1,1-2). Das Doppelwerk widmet er einem Theophilus, den er mit „hochverehrt“ anredet, also einer hochgestellten Persönlichkeit. Von daher erklärt sich die gewählte Sprache und der kunstvolle Stil, die Lukas als einem gebildeten Menschen des griechischen Kulturmilieus zugänglich waren. Er will sich einfühlsam ihrer Denkart und ihren Auffassungen zuwenden.

Wir dürfen nach den Forschungsergebnissen annehmen, dass das in den Jahren um 70 nach Christus geschehen ist, also noch in großer Nähe zu den Ereignissen und mit authentischen Zeugen, den Dienern am Wort, den Aposteln aus dem engsten Kreis um Jesus. Lukas bedient sich der verschiedenen Quellen. Forscher haben große Mühe darauf gewandt, diese Quellen zu identifizieren. Es sind Beziehungen zum Markusevangelium und zum Matthäusevangelium erkennbar (Synoptiker). Das eigentlich Besondere liegt aber in dem sogenannten Sondergut, „dem großen Reiseabschnitt 9,51-18,14, zu dem Matthäus und Markus etwas Entsprechendes nicht haben“ (Rengstorf, 9), auch wenn einzelne Geschichten parallel zu finden sind. In ihm wird vor allem deutlich, dass die Gemeinde Jesu Christi aus allen Völkern gesammelt wird, nicht nur aus dem jüdischen Volk. Dabei will Lukas den Sünderheiland für die Welt herausstellen. „Auf der Höhe der Erzählung bringt der Evangelist die drei Gleichnisse von den Verlorenen, die zur Freude des Himmels wiedergefunden werden“ (Rengstorf, 3).

Um 125 nach Christus war das Evangelium in Ägypten schon bekannt. Das Zeugnis und die Verkündigung des dritten Evangeliums werden von drei Begriffen geprägt: Heiland, Freude und Arme bzw. Ausgegrenzte. Jesus wird als der Heiland dargestellt, der Frieden für die ganze Welt bringt - einen Frieden, den der Kaiser in Rom nicht bringen kann. Er offenbart die Menschenliebe Gottes, die den Verlorenen gilt, den sozial Entrechteten, den Frauen, den Zöllnern und Sündern. Er bringt vollkommene Freude zu den Menschen und ruft sie in eine Kirche als eine Gemeinschaft von Menschen, die aus dem Judentum und aus dem Heidentum kommen. Es geht für alle Welt darum, neu die Gemeinschaft mit dem ewigen Gott und seiner Barmherzigkeit durch Jesus Christus zu finden und dadurch Freude und Hoffnung für die Zukunft und Kraft für die Mitgestaltung der jeweiligen Lebensverhältnisse zu empfangen.

1.2 Einführung in die Bibelstelle

In den einleitenden Versen zum Evangelium macht Lukas dem Theophilus deutlich, was ihn bewogen hat, das Evangelium zu schreiben:

"¹ Schon viele haben es unternommen, einen Bericht über all das abzufassen, was sich unter uns ereignet und erfüllt hat. ² Dabei hielten sie sich an die Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren. ³ Nun habe auch ich mich entschlossen, allem von Grund auf sorgfältig nachzugehen, um es für dich, hochverehrter Theophilus, der Reihe nach aufzuschreiben. ⁴ So kannst du dich von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen, in der du unterwiesen wurdest."

(Lukas 1,1-4)

Wir haben hier einen guten Einblick in die Entwicklung der ersten Christenheit. Es gibt eine Menge von Berichten über die Ereignisse, die die irdische Wirksamkeit Jesu und sein Leiden, Sterben und Auferstehen betreffen. Die mündliche und schriftliche Überlieferung der Augenzeugen hat Lukas gesichtet und sorgfältig erforscht. Es ging ihm darum, das Überlieferungsgut anschließend in einer guten Ordnung zusammenzustellen, damit Theophilus den sicheren Grund der Lehre erfährt, in der er unterrichtet worden ist. Wir müssen davon ausgehen, dass in der Anfangszeit auch manches Märchenhafte und Übertriebenes erzählt wurde. Lukas will eine nüchterne Betrachtungsweise anwenden, um allem Überschwang zu wehren und der Wahrheit auf den Grund zu gehen.

Dazu gehören auch die Gleichnisse von den Verlorenen. In ihnen redet Jesus sehr anschaulich, einfach, verständlich und zugleich emotional bewegend. In allen drei Fällen geht es um Umkehr/Buße und um Gottes überwältigende Gnade und Liebe. Jesus erzählt diese Gleichnisse in der Auseinandersetzung mit Kritikern, die es nicht akzeptieren wollen, dass er sich der Außenseiter seines Volkes, der, wie es heißt, „Zöllner und Sünder“ annimmt (Lukas 15,1-2). Seine die Grenzen überschreitende Liebe wird von denen, die genaue Grenzen anderen gegenüber zu ziehen wissen, in Frage gestellt. Beim Gleichnis vom verlorenen Sohn macht Jesus deutlich, wie ein Sünder zur Einsicht kommt und die Umkehr praktiziert.

Jeder Einzelzug des Gleichnisses ist von vielen Exeget(inn)en unter die Lupe genommen worden, so dass eine Fülle von (z.T. sich widersprechenden) Interpretationen vorhanden ist. Es ist deshalb unmöglich, eine Texterklärung zu liefern, die für sich in Anspruch nehmen kann, die in allen Einzelpunkten richtige zu sein. Das ist auch gar nicht erforderlich, denn verschiedene Deutungsmöglichkeiten schaffen einen Freiraum, eigene Überlegungen und Interpretationen einzubringen. Die Gesamtaussage des Gleichnisses bleibt davon unberührt und ist überhaupt nicht strittig.

Das Gleichnis vom Verlorenen Sohn zeigt Lebenserfahrungen und Lebensentwicklungen von zwei Söhnen. Sie scheinen im Mittelpunkt zu stehen, sind es aber in Wahrheit nicht. Im Mittelpunkt steht der Vater mit seinem Verhalten.

Er trägt und erträgt den Freiheitsdrang des jüngeren Sohnes, der ihm nicht weiter dienen und sich nach den väterlichen Anordnungen richten will. Er gibt ihm das Erbe, das ihm zusteht. Er lässt ihn seine eigenen Wege gehen.

Der jüngere Sohn macht seine Lebenserfahrungen. Das Erbe gibt ihm Freiheit in der Gestaltung des Lebens. Er kann mit dieser Freiheit nicht umgehen. Freunde helfen ihm, das Geld auszugeben, indem sie sich gemeinsam den Freuden des Lebens hingeben. Das Ende dieses Treibens sind Armut und Einsamkeit. Freunde trennen sich von dem ins Elend Geratenen. Der Kampf ums Überleben führt ihn schließlich dazu, Schweine zu hüten, die nach seinem Glauben unrein sind. Nicht einmal von dem Schweinefutter, den Schoten des Johannisbrodbaumes, bekommt er etwas ab, eine ohnehin für Menschen schwerverdauliche Kost. Damit wird bitterste Armut angezeigt. Ein sozialer Abstieg hat sein Ende gefunden.

In dieser Tiefe seines Daseins, ja, wir können sagen: am Nullpunkt des Scheiterns aller Hoffnungen kommen Bilder der Erinnerung, Erinnerungen an schöne, gute Zeiten. Der jüngere Sohn denkt an das verspielte Zuhause, an den Vater und seine Möglichkeiten, seinen Reichtum. Heimkehr, Umkehr ist die neue Perspektive. Sie ist verbunden mit der Erkenntnis, den falschen Weg gegangen zu sein, und mit dem Bewusstsein, dem Vater das Versagen einzugestehen.

Der jüngere Sohn macht sich auf den Heimweg. Es läuft anders ab, als er gedacht hat. Bevor er dem Vater sein aufrichtiges Schuldbekenntnis offerieren kann, umarmt ihn der Vater, der auf den jüngeren Sohn voll Leidenschaft zugelaufen ist. Er wartet nicht, bis der Sohn bei ihm ankommt. Die Freude über die Heimkehr des Verlorenen lässt ihn den ersten Schritt tun. Er hört das Bekenntnis des Sohnes. Seine Antwort ist das große Fest, das er aus Freude über die Umkehr veranstaltet. Seine Antwort ist, dass er den Sohn wieder in seine Rechte einsetzt.

Die Festvorbereitungen und die Klänge des Festes treffen auf die Ohren des älteren Bruders. Er ist entrüstet. Sein ganzes Leben hat er treu dem Vater gedient und seine Aufgaben erfüllt. Niemals hat der Vater ein solches Fest für ihn vorbereitet. Mit seiner Entrüstung verbindet sich der Neid auf den jüngeren Bruder. Mit ihm verbindet ihn nichts mehr, mit dem Taugenichts. Er weigert sich, in die Gemeinschaft des Festes einzutreten. Wie es weiter geht, bleibt offen.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn hat viele Künstler bewegt, es zu gestalten. Einer von ihnen ist Rembrandt, der z.B. die Heimkehr des verlorenen Sohnes darstellt. Das Bild stammt aus dem Jahr 1636.



Rembrandt van Rijn: Der heimkehrende Sohn
 "Meisterbilder zur Bibel" - Folge 1 Bild Nr. 9
 (Bildarchiv Foto Marburg - Verlag Junge Gemeinde – Stuttgart)

„Die Szene findet auf den Stufen vor dem väterlichen Haus statt. Der Sohn ist halbnackt und barfuß. Sein einziges Kleiderstück ist ein zerlumpter Schurz, an dem er ein Messer trägt. Den Wanderstock hat er fallen lassen. Er selbst hat sich vor dem Vater auf die Knie geworfen, die Hände streckt er dem Vater bittend entgegen (wie im Gebet gefaltet).

Der Vater ist dem Sohn entgegengeeilt. Noch im Laufen beugt er sich über den Sohn. Die Hände des Vaters sind zum Sohn hin geöffnet. Seine rechte Hand legt er auf dessen Schulter, die linke stützt die bittenden Arme des Sohnes. Es scheint, als wolle der Vater den Sohn aufrichten.

Ein Diener schaut interessiert durch das Fenster, zwei andere kommen die Stufen zum Ausgang hinunter und führen bereits den Befehl aus, den der Vater später geben wird: Der vordere trägt Schuhe und Gewand für den Heimgekehrten. Alle Diener sind gut gekleidet und geben einen Eindruck davon, wie gut es selbst die Angestellten in diesem Haus haben.

Der 2. Teil des Gleichnisses ist nicht im Blick. Der ältere Bruder ist nicht dargestellt. Jedoch öffnet sich das Bild nach links. Man sieht Felder — das Arbeitsgebiet, auf dem der ältere Sohn zu tun hat — und eine Ortschaft auf dem Berg" (Mahlke, 37).

1.3 Die Bibelstelle: Lukas 15,11-32 – Das Gleichnis vom verlorenen Sohn

11 Weiter sagte Jesus: Ein Mann hatte zwei Söhne.

12 Der jüngere von ihnen sagte zu seinem Vater: Vater gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Da teilte der Vater das Vermögen auf.

13 Nach wenigen Tagen packte der jüngere Sohn alles zusammen und zog in ein fernes Land. Dort führte er ein zügelloses Leben und verschleuderte sein Vermögen.

14 Als er alles durchgebracht hatte, kam eine große Hungersnot über das Land und es ging ihm sehr schlecht.

15 Da ging er zu einem Bürger des Landes und drängte sich ihm auf; der schickte ihn aufs Feld zum Schweinehüten.

16 Er hätte gern seinen Hunger mit den Futterschoten gestillt, die die Schweine fraßen, aber niemand gab ihm davon.

17 Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben mehr als genug zu essen und ich komme hier vor Hunger um.

18 Ich will aufbrechen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt.

19 Ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein; mach mich zu einem deiner Tagelöhner.

20 Dann brach er auf und ging zu seinem Vater. Der Vater sah ihn schon von weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm. Er lief dem Sohn entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn.

21 Da sagte der Sohn: Vater, ich habe mich gegen den Himmel und gegen dich versündigt; ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu sein.

22 Der Vater aber sagte zu seinen Knechten: Holt schnell das beste Gewand und zieht es ihm an, steckt ihm einen Ring an die Hand und zieht ihm Schuhe an.

23 Bringt das Mastkalb her und schlachtet es; wir wollen essen und fröhlich sein.

24 Denn mein Sohn war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden. Und sie begannen, ein fröhliches Fest zu feiern.

25 Sein älterer Sohn war unterdessen auf dem Feld. Als er heimging und in die Nähe des Hauses kam, hörte er Musik und Tanz.

26 Da rief er einen der Knechte und fragte, was das bedeuten solle.

27 Der Knecht antwortete: Dein Bruder ist gekommen und dein Vater hat das Mastkalb schlachten lassen, weil er ihn heil und gesund wiederbekommen hat.

28 Da wurde er zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater aber kam heraus und redete ihm gut zu.

29 Doch er erwiderte dem Vater: So viele Jahre schon diene ich dir, und nie habe ich gegen deinen Willen gehandelt; mir aber hast du nie auch nur einen Ziegenbock geschenkt, damit ich mit meinen Freunden ein Fest feiern konnte.

30 Kaum aber ist der hier gekommen, dein Sohn, der dein Vermögen mit Dirnen durchgebracht hat, da hast du für ihn das Mastkalb geschlachtet.

31 Der Vater antwortete ihm: Mein Kind, du bist immer bei mir, und alles, was mein ist, ist auch dein.

32 Aber jetzt müssen wir uns doch freuen und ein Fest feiern; denn dein Bruder war tot und lebt wieder; er war verloren und ist wiedergefunden worden.

2.1 Der Autor des Spiegelungstextes: André Gide – Biographisches



André Gide 1893
(1869-1951)

André Gide war in einer reichen protestantisch-calvinistischen Familie geboren. Seine Erziehung war stark von moralischer Gesetzestreue geprägt. Gide selbst möchte auch einen katholischen Grundzug in seiner Familiengeschichte sehen, obwohl mütterliche und väterliche Familien schon über 100 Jahre protestantisch beeinflusst waren.

Die ersten 40 Jahre seines Lebens sind von vielfältigen Spannungen durchzogen: Die Auseinandersetzung mit den ethischen Ansprüchen des christlichen Glaubens, vor allem im Zusammenhang mit den eigenen sexuellen Neigungen und Handlungen gegen die gesellschaftliche und kirchliche Ordnung; die Auseinandersetzung mit der eigenen psychischen und physischen Konstellation; die Auseinandersetzung mit der

Gestaltung seiner Ehe, die wohl nicht vollzogen wird, mit seiner geliebten Cousine und Ehefrau Madeleine; die Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Konventionen und den Regeln und Dogmen seiner Kirche; die Auseinandersetzung mit der damaligen Rückkehrbewegung in Frankreich in die katholische Kirche; die Auseinandersetzung mit Friedrich Nietzsche und seinen Werken. Verbunden waren diese Auseinandersetzungen mit einer tiefen äußeren und inneren Unruhe. „Er empfand sich als Opfer eines physiologischen Verhängnisses und wurde zerrissen zwischen den bestehenden Maßstäben und seinen gebieterischen Begierden" (Berger). Unbeständigkeit und Unruhe bestimmten das Leben von André Gide. Herauskristallisierten sich in dieser Zeit seine drei fundamentalen Prinzipien: Kritik, Freiheit, Individualität.

In dieser Zeit mit den vielen Anfechtungen, Fragen und der Auseinandersetzung mit sich selbst, mit anderen, mit dem Glauben und seinen ethischen Anforderungen schrieb Gide das kleine, aber doch beeindruckende Werk „La retour de l'enfant prodigue" („Die Rückkehr des verlorenen Sohnes“). In ihm erkennen wir sein Lebensthema und seine Lebensauseinandersetzung, die er in Bezug auf Erziehung und Tradition leidenschaftlich führte.

2.2 Einführung in den Spiegelungstext

Der französische Nobelpreisträger André Gide hat 1907 das biblische Gleichnis vom verlorenen Sohn mit seinem Werk "Die Rückkehr des verlorenen Sohnes" („La retour de l'enfant prodigue“) kontrastiert, aus dem ein Auszug folgt.

Gide setzt sich in diesem Werk mit seiner fast 40-jährigen Lebensgeschichte auseinander. Es ist eine spannungsvolle Geschichte im Horizont einer geordneten Zeit. Erst der Erste Weltkrieg zerstörte die vorgegebene Ordnungsstruktur.

Wolfgang Fenske hat in seiner Sammlung der Texte aus der Literatur den Text von Gide kurz zusammengefasst (Fenske, 146ff.). Aus diesem Text von Fenske, in den Zitate von André Gide aus dessen Werk über den Verlorenen Sohn eingefügt sind, wird im folgenden zitiert:

„Sich zu befreien wissen, ist nichts; das Schwere ist, daß man frei zu sein weiß“ (Gide, *Der Immoralist*, 1902). Dieser Satz kann als Überschrift über das Werk über den Verlorenen Sohn von Gide stehen, das er 1907 geschrieben hat.

Die Geschichte vom Verlorenen Sohn wird kurz verfremdet erzählt. So sieht der Heimkehrer seine Mutter und rennt auf sein Elternhaus zu. Aber der Vater ist es, der ihn erwartet hat und ihn aufnimmt. Vom ältesten Sohn aufgefordert, sollen die Eltern mit dem Heimgekehrten reden und ihn zur Raison rufen. Zunächst spricht der Vater mit dem Heimgekehrten, dann der Älteste selbst, es folgt die Mutter. Zuletzt spricht der Heimgekehrte mit seinem jüngeren Bruder.

Dem Vater versichert der jüngere Sohn, dass er ihn noch immer liebe und dass er sich ihm immer nahe gefühlt habe. Er habe den Vater nicht wirklich verlassen können, da dieser überall bei ihm sei. Verlassen habe er das Haus — nicht den Vater — wegen der Enge.

Zurückgekehrt ist er aus „*Trägheit vielleicht*“ und „*vielleicht auch Feigheit und Krankheit*“ Aber nicht, weil er den Vater geliebt hat — denn nirgends hat er ihn so geliebt, wie in der Zeit seiner Not. Dieser Dialog endet damit, dass der Vater sagt:

„*Ich, ich habe dich geschaffen; alles was in dir ist, ich weiß es. Ich weiß, was dich trieb auf deinen Wegen, und ich wartete auf dich an ihrem Ausgang. Hättest du mich gerufen — ich war da.*“

„*Mein Vater, so hätte ich dich wiederhaben können, ohne umzukehren?*“

„*Wenn du dich schwach gefühlt hast, so hast du gut getan, umzukehren.*“

Dem älteren Bruder erklärt er den Weggang mit der Enge im Elternhaus. Das, was der Heimgekehrte als Enge erfährt, sieht der Älteste als Ordnung an. Diese möchte der Ältere dem Heimgekehrten „*vorschreiben*“. Damit ist eine Kritik am Vater verbunden:

„*Er drückt sich nicht sehr klar aus; man kann ihm in den Mund legen, was einem beliebt. Ich aber, ich kenne seine Gedanken wohl. Bei den Leuten hier bleibe ich immer der Einzige, der sie auszulegen weiß, und wer den Vater verstehen will, hat auf mich zu hören.*“

Die Mutter ist gegenüber dem Gleichnis Jesu neu eingeführt worden. Der Heimgekehrte beginnt zu weinen, und die Mutter spricht ausführlich von

ihren Tränen und ihren Gebeten, die den Sohn zur Umkehr gebracht haben. Ihr gegenüber erklärt er seinen Weggang als Suche nach sich selbst. Die Erfahrung der Not hat seinen Stolz, seinen Drang nach Freiheit gebrochen. Nun wolle er sich wieder der Familie anpassen.

Es wird ein Bruder eingeführt, der jüngste Bruder. Der Heimgekehrte sucht den Bruder in dessen Schlafkammer auf (vgl.: die ähnliche Szene in: A. Gide, Selbstzeugnis. Autobiographische Schriften, DVA, Stuttgart 1969, 157f.). Durch körperlichen Kontakt („*Der Verlorene zieht den Bruder an sich und wiegt ihn leise*“) bricht er dessen Widerstand. Dieser Bruder hatte den Weggang des verlorenen Sohnes bewundert, weil er selbst den ältesten Bruder hasst. Er selbst träumt von der Freiheit. Die triste Heimkehr des Bruders lässt allerdings die Bewunderung umschlagen in Enttäuschung. Er ist enttäuscht, dass der verlorene Sohn die Freiheit nicht dem Leiden übergeordnet hat:

„Mit einem Wort, du hast darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest.“

Der verlorene Sohn, von der Mutter beauftragt, den Jüngsten davon abzuhalten, dass auch er aus dem Haus geht, schildert ihm, dass die Sklaverei es war, die ihn zurückgeführt habe. Durch seinen Versuch, den Jüngsten zu überreden, möchte er den Jüngsten vor einer solchen Heimkehr bewahren. Doch der Jüngste lässt sich nicht mehr abhalten. Er weiß um die zu erwartende Härte. Und der heimgekehrte Sohn verabschiedet sich vom Jüngsten. Dieser möchte den Heimgekehrten mit in die Fremde nehmen. Doch antwortet dieser:

„Lass mich, lass mich; ich will bleiben und unsere Mutter trösten. Ohne mich wirst du tapferer sein. Es ist Zeit jetzt. Der Himmel bleicht. Geh, ohne Lärm. Komm! Küss mich, mein junger Bruder. Du nimmst alle meine Hoffnungen mit dir. Sei stark. Vergiss uns, vergiss mich. Mögest du nicht wiederkommen ... Steig leise hinab. Ich halte die Lampe “

2.3 Spiegelungstext: „La retour de l'enfant prodigue“ (Auszug)

Übersetzung von Rainer Maria Rilke «Die Heimkehr des verlorenen Sohnes»

Das Zwiegespräch mit dem jüngeren Bruder

Es ist die Kammer neben der des Verlorenen, nicht gerade klein, mit leeren Wänden. Eine Lampe in der Hand, nähert sich der Verlorene dem Bett, wo sein jüngerer Bruder ruht, das Gesicht gegen die Wand gekehrt. Er beginnt mit leiser Stimme, um das Kind, wenn es schläft, nicht in seinem Schlummer zu stören. »Ich möchte mit dir sprechen, mein Bruder.«

»Was hindert dich daran?«

»Ich glaubte, du schiefst.«

»Man braucht nicht zu schlafen, um zu träumen.«

»Du träumtest; wovon denn?«

»Was kümmerts dich. Wenn schon ich meine Träume nicht versteh, so wirst du, glaub ich, kaum imstande sein, sie mir auszulegen.«

»Sie sind also sehr eigen. Wenn du sie mir erzählst, ich wills versuchen.«

»Kannst du dir deine Träume wählen? Die meinen sind, was ihnen einfällt, und haben mehr Freiheit als ich... Was willst du übrigens hier? Was störst du mich in meinem Schlaf?«

»Du schläfst nicht, und ich komme im Guten mit dir sprechen.«

»Was hast du mir zu sagen?«

»Nichts, wenn du diesen Ton anschlägst.«

»Dann leb wohl.«

Der Verlorene geht auf die Türe zu, aber er stellt nur die Lampe auf die Erde, die das Zimmer so nur noch schwach erleuchtet.

Dann kommt er zurück, setzt sich auf den Bettrand, im Halbdunkel, und streichelt lange die abgewendete Stirn des Kindes.

»Du antwortest mir schärfer, als ich je deinem Bruder geantwortet habe. Und ich war doch auch voller Widerspruch gegen ihn.«

Das trotzige Kind hat sich heftig aufgerichtet.

»Sag: schickt dich unser Bruder?«

»Nein, mein Kleiner, nicht er, unsere Mutter.«

»Ah, von selbst wärest du nicht gekommen.«

»Aber ich komme dennoch als Freund.«

Halb aufgesetzt in seinem Bett, starrt das Kind den Verlorenen an.

»Wie brächte es einer von den Meinigen zuwege, mein Freund zu sein?«

»Du irrst dich in unserem Bruder...«

»Sprich mir nicht von ihm. Ich hasse ihn... Von ganzem Herzen ist er mir zuwider. Er ist der Grund, daß ich dir hart geantwortet habe.«

»Aber wie denn?«

»Du wirst das nicht begreifen.«

»Trotzdem, sprich ... «

Der Verlorene zieht den Bruder an sich und wiegt ihn leise, und das halberwachsene Kind hält sich nicht länger zurück:

»Am Abend, da du heimkehrtest, war es mir nicht möglich zu schlafen. Die ganze Nacht dachte ich: Ich hatte noch einen Bruder, und ich wußte es nicht. Deshalb hat mir das Herz so stark geklopft, als ich dich hereinkommen sah, in den Hof des Hauses, ruhmbedeckt.«

»Ach! bedeckt mit Lumpen, wie ich war.«

»Ja, ich habe dich gesehen, und doch schon ruhmvoll. Und ich habe gesehen, was unser Vater tat: er hat an deinen Finger einen Ring gesteckt, einen solchen, wie ihn unser Bruder nicht besitzt. Ich wollte niemanden über dich befragen. Ich wußte nur, daß du von sehr weit kamst, und dein Blick, bei Tisch.«

»Warst du denn dabei?«

»Oh, ich weiß wohl, daß du mich nicht gesehen hast. Während des ganzen Essens war dein Blick in der Ferne, ohne etwas zu sehen. Auch, daß du am zweiten Abend mit dem Vater gesprochen hast, war gut — aber am dritten ...«

»Sprich ...«

»Ach, wenn es nur ein liebes Wort gewesen wäre, du hättest wohl kommen können und es mir sagen.«

»Hast du mich denn erwartet?«

»Und wie! Glaubst du, ich würde unseren Bruder so hassen, wenn du nicht an jenem Abend so endlos mit ihm gesprochen hättest. Was könnt ihr euch denn zu sagen gehabt haben? Du weißt wohl, wenn du Ähnlichkeit mit mir hast, so kannst du mit ihm nichts gemein haben.«

»Ich hatte schweres Unrecht gegen ihn begangen.«

»Ist es möglich?«

»Wenigstens gegen unseren Vater und unsere Mutter. Du weißt, daß ich aus dem Haus geflohen war.«

»Ja, ich weiß. Es ist lange her, nicht wahr?«

»Ungefähr als ich so alt war wie du.«

»So. Und das nennst du dein Unrecht.«

»Ja, das war mein Unrecht, meine Sünde.«

»Als du weggingst, fühltest du da, daß du schlecht handeltest?«

»Nein; ich fühlte in mir etwas wie eine Verpflichtung, fortzugehen.«

»Und was ist denn seither geschehen, daß aus deiner Wahrheit von damals Irrtum wurde?«

»Ich habe gelitten.«

»Und deshalb sagst du: ich hatte unrecht?«

»Nein, nicht gerade deshalb; aber das hat mich zur Besinnung gebracht.«

»Früher also bist du nie zur Besinnung gekommen?«

»Doch, aber meine schwache Vernunft war nachgiebig gegen meine Begierden.«

»Wie später gegen das Leiden. So daß du heute zurückkehrst überwunden.«

»Nein, nicht eigentlich; — ergeben.«

»Mit einem Wort, du hast darauf verzichtet, der zu sein, der du sein wolltest.«

»Der, der ich, meinem Hochmut nach, zu sein glaubte.«

Das Kind verharret eine Weile schweigend, dann schluchzt es auf und schreit:

»Mein Bruder, ich bin der, der du warst, als du weggingst. Oh, sag: War alles Trug auf deinen Wegen? Meine Ahnung von dem da draußen, das anders ist als das hier, ist also nichts als Täuschung? Was ich Neues in mir fühle — Wahnsinn? Sprich: Was hast du denn so völlig Entmutigendes auf deinem Weg getroffen? Was war schuld, daß du umkehrtest?«

»Die Freiheit, die ich suchte, ging mir verloren; einmal in Gefangenschaft, mußte ich dienen.«

»Ich bin hier in Gefangenschaft.«

»Ja, aber schlimmen Herren dienen. Hier dienst du deinen Eltern.«

»Ach, dienen ist dienen; hat man nicht wenigstens die Freiheit, sich seine Knechtschaft zu wählen?«

»Das hoffte ich. So weit meine Füße mich trugen, wanderte ich, auf der Suche nach meiner Sehnsucht, wie Saul auf der Suche nach seinen Eselinnen. Aber dort, wo ein Königreich auf ihn wartete, dort hab ich das Elend gefunden. Und dennoch...«

»Hast du auch nicht den Weg verfehlt?«

»Mein Ich ging vor mir her.«

»Bist du sicher? Und doch gibt es andere Königreiche und Länder ohne König, die noch zu entdecken sind.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Ich weiß es. Ich fühle es. Ich seh mich schon dort herrschen.«

»Hochmütiger!«

»Sieh, da ist das Wort, das dir unser Bruder gesagt hat. Wie kommst du jetzt dazu, es mir zu sagen? Hättest du dir nur diesen Hochmut bewahrt! Du wärest nicht zurückgekehrt.«

»Dann hätte ich dich nie gekannt.«

»Doch, doch, dort draußen, wohin ich dir nachgekommen wäre, dort würdest du mich schon erkannt haben als deinen Bruder. Ja, mir ist doch jetzt zumut, als wärs, um dich wiederzufinden, daß ich fortgehe.«

»Daß du fortgehst?«

»Hast du es nicht begriffen? Ermutigst du mich nicht selbst, fortzugehen?«

»Ich möchte dir die Rückkehr sparen ... aber dadurch, daß ich dir den Aufbruch erspare.«

»Nein, nein, sag mir das nicht; nein, das willst du ja gar nicht sagen. Du bist doch auch - nicht wahr? - du bist wie ein Eroberer ausgezogen?«

»Darum empfand ich meine Knechtschaft nur um so härter.«

»Warum hast du dich dann unterworfen? Warst du schon müde?«

»Nein, noch nicht; aber ich war im Zweifel.«

»Was meinst du damit?«

»Im Zweifel an allem, an mir selbst. Ich wollte bleiben, mich irgendwo anschließen. Der Halt, den mir dieser Meister versprach, war eine Versuchung für mich. Ja, jetzt sehe ich es wohl ein: ich bin schwach gewesen.«

Der Verlorene neigt das Haupt und verbirgt den Blick in seinen Händen.

»Aber im Anfang?«

»Ich war lange gewandert über die große, noch ungebändigte Erde. «

»Die Wüste?«

»Nicht immer war es die Wüste.«

»Was hast du da gesucht?«

»Ich versteh es selber nicht mehr.«

»Steh auf von meinem Bett. Sieh auf den Tisch dort hinter meinem Kissen, bei dem altmodischen Buch.«

»Ich seh einen offenen Granatapfel«

»Den hat mir der Schweinehirt gebracht neulich abends; drei Tage war er nicht nach Haus gekommen.«

»Ja, das ist ein wilder Granatapfel.«

»Ich weiß. Er ist von einer Bitterkeit, beinah furchtbar; und doch, ich fühle, wenn ich nur genügend Durst hätte, ich würde hineinbeißen.«

»Ah, so kann ich es dir jetzt sagen: Was ich suchte in der Wüste, war dieser Durst.«

»Ein Durst, den nur diese Frucht löscht, die ohne Süße ist.«

»Nein, aber man liebt diesen Durst um ihretwillen.«

»Weißt du, wo man sie holt?«

»Ein kleiner verlassener Garten ist da; man kommt gegen Abend hin. Keine Mauer schließt ihn mehr ab nach der Wüste. Ein Bach floß dort vorbei. Ein paar Früchte, halbreif, hingen an den Zweigen.«

»Was für Früchte?«

»Die gleichen, wie in unserm Garten, nur wild. Es war den ganzen Tag über sehr heiß gewesen.«

»Hör zu. Weißt du, warum ich dich heute abend erwartete? Eh die Nacht um ist, geh ich. Diese Nacht; diese Nacht, sowie sie anfängt zu verblassen. Mein Gürtel ist geschnallt, ich habe die Sandalen anbehalten.«

»Was! Du willst tun, was ich nicht konnte?«

»Du hast mir den Weg aufgetan. Der Gedanke an dich wird mir beistehn.«

»Ich kann dich nur bewundern. Du dagegen mußt mich vergessen. Was nimmst du mit?«

»Du weißt wohl, ich, als der Jüngere, habe keinen Anteil am Erbe. Ich gehe ohne alles.«

»Besser so.«

»Was siehst du denn nach dem Fenster?«

»Den Garten seh ich, wo unsere Toten ruhen.«

»Mein Bruder ... (und das Kind, das vom Bett aufgestanden ist, schmiegt den Arm um den Hals des Verlorenen, und es legt dieselbe Zärtlichkeit in diese Gebärde und in seine Stimme)... komm mit mir!«

»Laß mich, laß mich; ich will bleiben und unsere Mutter trösten. Ohne mich wirst du tapferer sein. Es ist Zeit jetzt. Der Himmel bleicht. Geh, ohne Lärm. Komm! Küß mich, mein junger Bruder. Du nimmst alle meine Hoffnungen mit dir. Sei stark. Vergiß uns, vergiß mich. Mögst du nicht wiederkommen ... Steig leise hinab. Ich halte die Lampe.«

»Gib mir wenigstens noch die Hand bis an die Tür.«

»Achtung bei den Stufen auf dem Vorplatz ...«

3. Anmerkungen

Schuld einzusehen und nicht zu verdrängen oder auf andere abzuwälzen, ist im heutigen Leben ein schwieriger Vorgang. Auf der anderen Seite fordern viele, wenn sie selbst Opfer geworden sind, Wiedergutmachung. Das eigene Schuldbewußtsein ist bei vielen gesunken. Das hängt einerseits mit dem Abbau von Ordnungen und Normen zusammen, die durch überkommene Lebensstrukturen, Traditionen und Sitten gewährleistet waren, andererseits mit dem Verlust der sogenannten Primärtugenden wie Treue, Ehrlichkeit und der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Das ist weithin sicherlich in der Egozentrik des Menschen begründet, verbunden mit einer Selbstüberschätzung des Menschen, der sich als „autonom“ betrachtet und niemanden über sich annehmen will und kann und sich gleichgültig gegenüber einem Bekenntnis zu Gott verhält.

Diesen Weg zeichnet André Gide vor :

Eine tiefe Auseinandersetzung spiegelt sich im „Verlorenen Sohn“ wider: die Nähe zu dem Vater, zu Gott, die Distanz zu der Ordnung, die der älteste Bruder errichtet. So ist der eigentliche Gegner der ältere Bruder. Ihm vermag der Heimgekehrte aus Müdigkeit nicht mehr zu widerstehen, was er der Mutter gegenüber auch äußert: *„Nichts macht mich mehr müde, als das durchzusetzen, worin man anders ist. Diese Reise hat mich am Ende ganz erschöpft.“*

Ein wichtiges Motiv des Dialogs mit dem Vater im „Verlorenen Sohn“ wird verständlich: Der Vater ist auch in der Fremde anwesend! Damit siedelt Gide seinen Gott außerhalb der Kirche an. Zu Hause, also in der Kirche, macht der Älteste die Gesetze. Aber: Gott ist überall, in der

Ferne ist der Mensch Gott nah! Der Älteste hingegen maß sich an, den Willen des Vaters zu kennen und durchzusetzen.

Der heimgekehrte Sohn ist zu müde, um zu kämpfen, Die Hoffnung liegt nun auf dem jüngsten Sohn, die Reinheit des Kindlichen wird die Sklaverei überwinden. Das Elternhaus wird nicht mehr vom Vater geführt, sondern vom ältesten Sohn. Den Vater finden Menschen außerhalb des Vaterhauses. Der älteste Sohn hat nicht allein die Einladung angenommen, er hat das Vaterhaus, so Gide, usurpiert. Es bleibt denen, die die Freiheit suchen oder auch den nahen Vater, nun nichts anderes übrig, als auszuziehen.

Da die verwendeten Texte die Luther-Übersetzung der Bibel zugrundelegten, sei die Bibelstelle in dieser Fassung angefügt:

¹¹ Und er [Jesus] sprach: Ein Mensch hatte zwei Söhne. ¹² Und der jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört. Und er teilte ihnen das Gut. ¹³ Und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land; und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen.

¹⁴ Da er nun all das Seine verzehrt hatte, ward eine große Teuerung durch dasselbe ganze Land, und er fing an zu darben. ¹⁵ Und ging hin und hängte sich an einen Bürger des Landes; der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. ¹⁶ Und er begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säue aßen; und niemand gab sie ihm. ¹⁷ Da schlug er in sich und sprach: Wie viele Tagelöhner hat mein Vater, die Brot in Fülle haben, und ich verderbe im Hunger! ¹⁸ Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir ¹⁹ und bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße; mache mich zu einem deiner Tagelöhner! ²⁰ Und er machte sich auf und kam zu seinem Vater.

Da er aber noch ferne von dannen war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küßte ihn. ²¹ Der Sohn aber sprach zu ihm: Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße. ²² Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße, ²³ und bringt ein gemästet Kalb her und schlachtet's; lasset uns essen und fröhlich sein! ²⁴ denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden. Und sie fingen an, fröhlich zu sein.

²⁵ Aber der älteste Sohn war auf dem Felde. Und als er nahe zum Hause kam, hörte er das Gesänge und den Reigen; ²⁶ und rief zu sich der Knechte einen und fragte, was das wäre. ²⁷ Der aber sagte ihm: Dein Bruder ist gekommen, und dein Vater hat ein gemästet Kalb geschlachtet, daß er ihn gesund wieder hat. ²⁸ Da ward er zornig und wollte nicht hineingehen. Da ging sein Vater heraus und bat ihn. ²⁹ Er aber antwortete und sprach zum Vater: Siehe, so viel Jahre diene ich dir und habe dein Gebot noch nie übertreten; und du hast mir nie einen Bock gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. ³⁰ Nun aber dieser dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hast du ihm ein gemästet Kalb geschlachtet. ³¹ Er aber sprach zu ihm: Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. ³² Du solltest aber fröhlich und guten Muts sein; denn dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.

Lukas 15,11-32

4. Arbeitsvorschläge

1. Was steht im Mittelpunkt des Gleichnisses?
2. Wo geschieht etwas, was übliches Denken und Handeln durchbricht?
3. Wo bewegt Sie diese Geschichte? Versuchen Sie zu erläutern warum.
4. Das Menschenbild im Gleichnis und bei Gide
5. Das Gottesverständnis im Gleichnis und bei Gide
6. Versöhnung bei Gott und Selbstversöhnung
7. Neuanfang bei Gide und beim „Verlorenen Sohn“

5. Quellen

- Berger, Paul Charles: André Gide, Mensch und Werk, Coburg 1949
- Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Freiburg/Basel/Wien, 1995
- Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers, Privilegierte Württembergische Bibelanstalt, Stuttgart 1954
- Fenske, Wolfgang: Ein Mensch hatte zwei Söhne. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in Schule und Gemeinde (Theologie für Lehrerinnen und Lehrer — Thema), Göttingen 2003
- Gide, André: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Übertragen von Rainer Maria Rilke, Suhrkamp, Frankfurt/M. 1978
- Martin, Claude: André Gide — mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten dargestellt, Reinbek bei Hamburg 2001
- Mahlke, Hans Peter: Schuld und Vergebung. Unterrichtsmodell für den Konfirmandenunterricht — Vorbereitungshilfen und Kopiervorlagen — Erarbeitet im Auftrag und unter Mitwirkung der Kommission für Katechetische Unterweisung der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche, Groß Oesingen 2001
- Rengstorf, Karl Heinrich: Das Evangelium nach Lukas, in: Das Neue Testament Deutsch, Bd.1, Göttingen 1965

Bildnachweise: Wikipedia, falls keine andere Quelle genannt

Kapitelbearbeitung: Bischof Dr. Diethardt Roth, Hannover

Lernen für die deutsche und europäische Zukunft e.V.

<http://schulbuchpreis.de/bibel-heute.html>